Fürst und Vasall.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Dritter Band.

Berlin 1882.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

„Gnädigster Herr, die Frau Herzogin von Alençon bittet, ihr einige Minuten Gehör zu schenken," meldete der Page Tonio einige Tage später seinem Herrn.

Charles Bourbon blickte überrascht von seinem, mit Depeschen aller Art bedecktem, Tische auf.

„Die Herzogin — zu mir?" sagte er, als vermöge er in Wahrheit die gehörten Worte nicht zu glauben. „So führe sie augenblicklich herein."

Der Page öffnete die Flügelthüren, Prinzessin Margarethe trat in das Gemach. Sie war vor wenigen Wochen aus Paris gekommen, um ihren Bruder in seiner langen Gefangenschaft zu trösten, zu erheitern.

Der Herzog hatte sie noch nicht gesehen; es waren Jahre vergangen, seit er am Hofe von Fontainebleau zum letzten Male ihr begegnet, Jahre die für sein Geschick von düsterster Bedeutung gewesen.

Margarethens Schönheit hatte sich in der verflossenen Zeit nicht gemindert; das waren noch die nämlichen geist- und lebensvollen Züge, welche das Entzücken, die Bewunderung des gesammten Hofes bildeten. Die Trauerkleidung, die sie um ihren kürzlich verstorbenen Gemahl trug, hatte nicht einmal das Lächeln zu verscheuchen vermocht, welches so oft und gern die vollen Lippen umspielte; man konnte es gewahren, daß es nur ein äußeres Trauergewand sei, welches Margarethe um den ungeliebten Gatten angelegt.*)

„Ich komme zu Euch, mein Prinz, als eine Bittende," redete die Herzogin den einstigen Connetable an, der mit stummem, ehrerbietigem Gruße ihr entgegengetreten. „Ihr seid ohne Zweifel erstaunt ob dieses Besuches, der Euch weder erwartet, noch erfreulich zu sein vermag."

„Euer Erscheinen, Madame," erwiderte der Herzog förmlich, „ist allezeit als ein so hohes Glück zu betrachten, daß selbst ein gerechtes Staunen davor verschwinden muß."

Er geleitete sie zu einem Sessel und erwartete, vor ihr stehend, die Fortsetzung des Gespräches.

Margarethe spielte in unverkennbarer Erregung mit dem kostbaren Fächer, der von ihrem Gürtel niederhing.

„Man sagte mir, daß Ihr bei Eurem neuen Herrn," sie betonte diese Worte, „in so hohem An-

*) Alençon starb wenige Monate nach der Schlacht bei Pavia.

sehen stehet, um ohne Mühe Euren Anliegen gewillfahrtet zu sehen."

„Ich habe es noch nicht versucht, die Gunst des Kaisers für mich auf die Probe zu stellen," erwiderte der Herzog ruhig.

„So thut es denn einmal für mich," sprach Margarethe kurz entschlossen, „ich kam hierher, Euch zu bitten, mir eine Audienz bei ihm zu verschaffen, in der es mir gelingen könnte, sein Mitleid für meinen unglücklichen Bruder zu erwecken."

„Bedürft Ihr dazu meiner Hülfe, Madame?" fragte Charles Bourbon. „Ihr seht, soviel ich mich erinnere, den Kaiser bei den Festlichkeiten am Hofe, die ich nie besuche."

„Gewiß, Prinz, doch bei diesen Festlichkeiten verbietet mir die Etiquette, mich ihm zu einem mehr als flüchtigem Gespräche zu nähern und — Ihr kennt ihn selbst — er weiß auch in der höflichsten Form jeder Wendung auszuweichen, die ihn einer unliebsamen Erörterung nahe bringt."

„Ich stelle meine Dienste Euch gerne zur Verfügung, Madame, wenn Ihr durch mich eine Unterredung mit dem Kaiser zu erreichen hofft. Befehlt, so will ich augenblicklich Euch zu ihm geleiten; es ist die Stunde, in der ich ihn aufsuchen darf."

„Ich danke Euch für Eure Bereitwilligkeit, die eine schwere Last von meiner Seele nimmt," sagte die Prinzessin in etwas freundlicherem Tone, als sie

bisher gesprochen, „vielleicht ist es Euch selbst nicht unbekannt, daß der König, den ich nicht mehr Euren Herrn nennen darf, schwer erkrankt ist.“

„Ob Ihr auch der Versicherung nicht Glauben schenken werdet — ich habe es mit Theilnahme vernommen.“

„Sein Leiden ist nicht sowohl ein körperliches,“ fuhr die Prinzessin fort, „als weit mehr eine durch tiefen Gram hervorgerufene Seelenkrankheit. Bedenkt die langen Monate, während welcher der Kaiser, ohne ihn zu sehen, ihn hier im Gefängnisse schmachten ließ und immer noch trifft er keine Anstalten, ihm seine Freiheit wiederzugeben, ja, fast scheint es, als erdenke er fort und fort neue, härtere Bedingungen, auf die mein Bruder kaum eingehen kann. Wenn Kaiser Karl sich endlich entschließen möchte, den König selbst zu sprechen, — o, seine Gegenwart allein würde seinen beklagenswerthen Gefangenen mit neuer Hoffnung erfüllen.“

„Er wird es thun, gewiß, wenn Ihr ihn darum bittet, Prinzessin.“

„Und Ihr ihm die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes vorstellt,“ fiel Margarethe lebhaft ein, „wollt Ihr das, Prinz? Er dankt Euch viel — er wird auch Eurem Rathe Gehör schenken.“

Der Herzog küßte der einst von ihm verehrten Prinzessin die schöne Hand. „Ich verspreche Euch, zu thun, was in meiner Macht steht,“ sagte er warm.

Sie äußerte kein Wort des Dankes; ihre geistvollen Augen weilten sinnend auf seinen Zügen, in welche die herben Schmerzen der letzten Jahre manche tiefe Linie gegraben.

„Weshalb verließet Ihr uns, Charles?“ fragte sie mit bewegter Stimme.

Er wandte sich ab. „Kommt Ihr, zu all der Bitterkeit, die mir mein Handeln eingetragen, auch noch Eure Vorwürfe zu fügen?“ entgegnete er schmerzlich lächelnd. „Was mich aus meinem Vaterlande trieb, ich könnte es Euch nicht sagen, ohne den härtesten Tadel auf die zu werfen, welche Euch theuer sind.“

„Ich weiß, daß man Euch tief gekränkt, mit Ungerechtigkeit Euch lohnte, wo Ihr Dank erwarten durftet,“ sagte Margarethe ernst, „doch gesteht es mir, ist Euer selbstgewähltes Loos ein glückliches geworden? Ihr siegtet über Euren Feind, der einst Euer König war, doch seid Ihr zufrieden, seid Ihr des Errungenen froh?“

Es zuckte tiefe Wehmuth über sein Antlitz. „Nein, Prinzessin,“ sagte er, „weder froh noch glücklich werde ich in diesem Leben jemals wieder sein.“

„Den unter Eures Königs Fahnen erworbenen Ruhm — Ihr habt ihn schwer geschädigt durch Euer jetziges Thun — Charles, ist für Euch denn keine Umkehr mehr möglich?“

„Keine,“ entgegnete der Herzog entschieden,

„das Schicksal hat zu weit mich schon auf diese Bahn geschleudert, um eine Umkehr noch zuzulassen. Soll ich reuevoll dorthin zurückkehren, wo man widerrechtlich mich meines Eigenthums beraubte? Nennt mein Verbrechen, mit dem Schwerte mir das wieder erkämpfen zu wollen, was man mir durch lügnerische Federzüge nahm, immerhin ein verabscheuungswürdiges, wie die übrige Welt es nennt — doch, wenn Ihr mich verdammt, so richtet milder nicht über jene, die mich zu diesem Verbrechen trieben."

„Euer Trotz ist noch der nämliche, wie wir so oft in vergangenen Zeiten ihn an uns erfahren," seufzte Margarethe, „muß ich Euch gestehen, daß ich Euch eine Berechtigung dazu nicht einmal zu bestreiten vermag? Doch, wenn der König Euch Verzeihung für das Geschehene gewährte, Euch die Rückkehr nach Frankreich gestatten wollte — würdet Ihr auch dann noch fortfahren Eures Vaterlandes Feinden zu dienen?"

„Es ist Euch wohl bekannt, Prinzessin, daß die Wiedererstattung meiner Besitzungen, die durch Hinzufügung der Provence zu einem Königreiche erhoben werden sollen, ein Theil der Friedensartikel ist?" sprach der Herzog.

„Ich hörte davon, doch ich bezweifle, daß mein Bruder darein willigen wird, einen Theil seines Landes als Königreich seinem aufrührerischen Vasallen abzutreten."

„Und, wenn ich auf die von dem Kaiser mir

zugesicherte Königskrone verzichtete, mich mit dem begnügen wollte, was früher mein war?"

Margarethe bewegte abermals in lebhafter Weise ihren Fächer. „Ihr wisst," sagte sie etwas verlegen, „daß über Eure Provinzen bereits verfügt worden. Es würde, selbst wenn es der König wollte, schwierig sein, sie ihren jetzigen Besitzern wieder zu nehmen."

„Schwieriger doch wohl nicht, als mir, dem sie einst rechtmäßig gehörten?" warf Charles Bourbon bitter ein. „Allein ich will Euch nicht quälen, Prinzessin; errathe ich doch aus Euren Worten, wie viel ich auf die Erfüllung eines Versprechens zu zählen habe, das der König, wie er früher es in ähnlichem Falle that, jetzt vielleicht nur gezwungen durch die Ungunst der Verhältnisse zu geben geneigt sein würde. Zweifelt Ihr noch daran, daß mir der Weg zur aufrichtigen Umkehr abgeschnitten sei?"

Die Prinzessin schwieg; es war nicht allein das nie ganz in ihr erloschene Gefühl der Freundschaft für den Herzog, welches sie antrieb, zu ihm zu sprechen, wie sie es gethan, es war eben sowohl der stille Wunsch, ihrem Vaterlande einen Helden wieder zu gewinnen, dessen überwiegende Bedeutung soeben erst den Feinden unberechenbare Vortheile eingebracht.

„Ihr fragt nicht einmal nach den früheren Freunden, die Ihr in Frankreich zurückließet," sagte

sie ablenkend. „Euer Herz hat sich der einstigen Heimat entfremdet.“

„Die früheren Freunde,“ erwiderte der Herzog düster, „fand ich als Feinde in Pavia mir gegenüber; ich zähle nicht darauf, von ihnen als Freund noch anerkannt zu werden. Die wahrhaft mir ergeben, haben mit mir des Verbannten Loos getheilt.“

„Ich vernahm, daß der Euch Liebste unter ihnen in der Schlacht gefallen,“ sagte Margarethe, nicht ohne Theilnahme, „doch mit Euch trauert um ihn auch in Frankreich ein treues Herz, das in Raoul von St. Orme den Geliebten verlor.“

„Yolande, des Marschalls Tremouille Tochter; ihr tödtete der eigene Vater den Verlobten; er strafte mich in ihm, dem Raoul opferfreudig folgte. Gebt mir die Beruhigung, Prinzessin, daß sie nicht erfahren, von wessen Hand er den Todesstreich empfing.“

„Sie weiß es nicht; fast unmittelbar nach der erhaltenen Trauerbotschaft von dem Tode Beider, die ihr im Leben theuer gewesen, verließ sie meinen Hof und zog sich auf ein entferntes Landgut zu einer ihrer Verwandten zurück. Doch das Schicksal einer Anderen, Prinz,“ sie blickte ihn fest an, „die Ihr einst geliebt, — erweckt es Eure Theilnahme nicht mehr?“

„Ihr meint das Fräulein von Vaudemont?“ fragte Charles Bourbon kalt. „Erinnert mich an

sie nicht, Madame; ich war so thöricht, in ihren lachenden Augen einst mein Glück lesen zu wollen, — es ging vorüber — ich habe mit der Liebe für alle Zeit gebrochen, seit ich durch Aimée eine der bittersten Täuschungen meines Lebens erfuhr."

„Ihr dürft ihr nicht mehr zürnen, Charles," erwiderte die Herzogin, „denn sie ist irdischem Tadel, wie irdischer Schuld entrückt."

Der Herzog zuckte zusammen. „Sie ist todt?" fragte er halblaut.

Margarethe neigte bejahend das Haupt. „Sie starb an den Folgen des Schreckens, den ihr des Königs Gefangennahme bei Pavia bereitete; schon einige Zeit zuvor war ihre Gesundheit tief erschüttert."

„So wage ich nicht zu fragen, ob sie glücklich gewesen," sprach der Herzog ernst. „Ihr Schicksal glich dem meinen; sie suchte eigenmächtig sich den Weg zur schwindelnden Höhe — sie hat ihn nicht gefunden, so wenig, wie ich."

„Sie war nicht für die gefahrvolle Bahn gemacht, die sie betreten," sagte Margarethe begütigend, „sie wusste sich des Königs Neigung nicht zu erhalten und daß sie diese schnell verlor, wie sie sie gewann, brach ihr Herz. — Doch, Prinz, zu lange schon raubte ich Euch Eure Zeit; wollet denn, wie Ihr verspracht, mich zum Kaiser geleiten; ich fühle mich in Eurem Schutze muthiger, ihm gegenüber zu treten."

„Ich bin bereit, Madame, und hätte, so beglückend Eure Gegenwart mir ist, Euch selbst daran mahnen müssen, damit die Stunde des Empfanges nicht versäumt werde. — Tonio!“

Des Pagen anmuthige Gestalt erschien an der Thür.

„Bringe mir Hut und Degen, Kind, und eile dann voran, dem Grafen Alba anzukündigen, daß ich den Kaiser um eine Audienz ersuchen lasse. So viel ich weiß, hat Alba heute den Dienst,“ fügte er gegen die Herzogin gewendet hinzu, „er ist mir verpflichtet genug, um mir ungesäumt Eingang zu verschaffen.“

„Ich danke Euch für Eure Güte, Prinz,“ sagte Margarethe, während ihre Blicke, wie in Zerstreuung, den Bewegungen des Pagen folgten, der, nachdem er seinem Herrn die verlangten Gegenstände gereicht, durch die weiten Gänge davonflog, des Herzogs Befehle zu vollziehen.

„Welch schönen Knaben Ihr Euch zum Pagen ausgewählt,“ sagte die Prinzessin bewundernd, als Myrrha verschwunden. „Ist er schon lange in Eurem Dienste?“

„Er ist ein Waisenkind, das ich bereits zu Moulins in mein Haus genommen und das mir seitdem getreulich durch Sturm und Wetter folgte,“ erwiderte Charles Bourbon ruhig, doch er zog es vor, das Gespräch über seinen Pagen nicht fortzusetzen, sondern lenkte der Prinzessin Aufmerksamkeit

auf einen anderen Gegenstand, bis sie die Corridore des Alcazar durchschritten, welche zu der Wohnung des Kaisers führten.

* * *

Die Friedensbedingungen, welche Karl V. dem besiegten Gegner als Preis seiner Freiheit stellen wollte, waren endlich ausgearbeitet; sie waren hart genug, um Franz' I. lebhaftesten Widerstand hervorzurufen, um ihn zu dem Gelöbniß zu zwingen, lieber bis an sein Lebensende in der Gefangenschaft bleiben zu wollen, als in den vorgelegten Tractat zu willigen.

Karl V. hatte den Bitten der Herzogin von Alençon, den Vorstellungen Charles Bourbons nachgebend, seinen Gefangenen besucht; er hatte ihm die Versicherung seiner Freundschaft und einige unbestimmte Hoffnungen ausgedrückt, seine Lage baldigst zu bessern, doch war er viel zu klug, ihm irgend ein bindendes Versprechen zu geben, das im Stande gewesen, die auferlegten Bedingungen auch nur im Entferntesten zu mildern.

Franz I., dessen Zuversicht mit dem Besuche des Kaisers sich etwas gehoben, fiel bald wieder in den vorigen Trübsinn zurück. Er sah keine andere Möglichkeit seine Freiheit wieder zu erlangen, als um den Preis jenes gehassten Vertrages, den er wieder und wieder las, den Kopf sich dabei zermarternd, wie es ihm wohl gelingen könne, die Verpflichtungen desselben zu umgehen.

Die von Karl V., im Verein mit seinem Kanzler Gattinara, entworfenen Friedensartikel waren folgende:

I.

Der König von Frankreich verpflichte sich zu Gunsten Se. kaiserlichen Majestät auf alle Rechte und Ansprüche in Italien, nämlich: auf das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, Genua und Asti zu verzichten.

II.

Er verpflichte sich das Herzogthum Burgund, auf welches der Kaiser, als auf das Erbe seiner Großmutter Maria von Burgund, Anspruch erhebt, demselben wiederzuerstatten; er entsage gleichzeitig, der Lehensoberhoheit über Flandern und Artois.

III.

Er setze den Herzog von Bourbon in alle früher von ihm inne gehabten Güter wieder ein, er sichere den Anhängern desselben volle Verzeihung und füge zu den dem Herzoge gehörigen Besitzungen noch die Provence und das Dauphiné hinzu, aus welchen, unabhängig von der Krone Frankreichs, für den Herzog ein Königreich gebildet werden sollte.

IV.

Er zahle dem Könige von England 500,000 Kronen, dem Kaiser jedoch für seine Person ein noch zu bestimmendes Lösegeld.

Franz I. versuchte seinerseits dem Kaiser Anerbietungen zu machen, die indessen an der Unbeugsamkeit des Letzteren scheiterten. Der König versprach den ersten Artikel zu erfüllen, welchem nicht nachzukommen ihm allerdings gegenwärtig auch alle Macht fehlte.

Er suchte den zweiten dahin zu umgehen, daß er einen Ausweg vorschlug, der seiner Meinung nach, alle Partcien zufrieden stellen müsse. Ihm war es wohlbekannt, daß Karl V. dem Herzoge von Bourbon einst seine Schwester Eleonore zur Gemahlin versprochen; eine derartige Heirath konnte jedoch dem Könige nur unwillkommen sein, da sie dem Herzoge durch die nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser ein von ihm gefürchtetes Uebergewicht verlieh. Seine eigene Gemahlin, die sanfte Dulderin Claudia, war bereits im Juni des Jahres 1524 gestorben; er erbot sich daher, die verwittwete Königin von Portugal unter der Bedingung selbst zu heirathen, daß der Kaiser ihr das Herzogthum Burgund als Mitgift gebe, welches er dann als erblichen Besitz den aus dieser Ehe entspringenden Kindern verleihen wolle.

Der dritte Artikel wurde von dem Könige mit Abscheu und Entsetzen zurückgewiesen, soweit er ein zu bildendes Königreich für den Herzog von Bourbon betraf. Das Einzige, was er versprach, war, ihn und seine Anhänger in ihre Güter wieder einzu-

setzen. Der vierte Artikel bedurfte keiner Erörterung, sondern wurde stillschweigend angenommen.

Kaiser Karl verwarf die ihm von Franz gemachten Anerbietungen vollständig; er bestand auf seinem Rechte, welches durch die Macht über den Besiegten verstärkt wurde, und ließ die Gefangenschaft des Königs weiter fortdauern, im Innern überzeugt, daß der lebhafte, nach Freiheit dürstende Geist des französischen Herrschers durch ein solches Verfahren endlich doch nachgiebig gemacht werden müsse.

Franz I. entwarf im Verein mit seiner Schwester theils abenteuerliche Pläne zu seiner Flucht aus dem festen Schlosse, in welchem man ihn gefangen hielt, theils suchte er durch die Ausführung eines ihm von Margarethe gemachten Vorschlages den Kaiser dennoch um die Früchte seines Sieges zu bringen. Er fertigte ein Dokument aus, in welchem er der Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes entsagte; er nahm damit seiner eigenen Person die Bedeutung, welche der gefangene Souverain Frankreichs für den Gegner hatte; der König seines Landes war somit in Paris aufzusuchen; in den Händen Karls blieb nur ein einfacher Gefangener, für den es sich nicht einmal lohnte, ein hohes Lösegeld zu beanspruchen.

Allein der Kaiser war durchaus nicht leicht zu hintergehen; er hatte seine Spione überall; er wusste, daß die schöne Herzogin von Alençon, deren Geist und Anmuth er selbst bewunderte, ihre weißen

Frankreichs mische, als ihre Mutter, die jetzige Regentin; er wusste auch, daß zwischen den fürstlichen Geschwistern irgend ein Plan gegen ihn im Werke sei. dem er zuvorzukommen fest entschlossen war. Margarethe von Alençon erstaunte eines Morgens nicht wenig, als in ihr Zimmer unangemeldet der schöne Page Tonio trat, ihr scheu und ängstlich sich umblickend ein Briefchen in die Hand zu legen, nach dessen Uebergabe er sich hastig entfernen wollte, wie er gekommen.

Die Prinzessin, die auf ihre Reise kein zahlreiches Gefolge mitgenommen, befand sich zufällig allein; sie suchte den Boten aufzuhalten, sie wollte erfahren, wer jenen Brief ihr sende, der eine andere Handschrift als die des Herzogs von Bourbon, trug.

„Ich darf es nicht verrathen, wer mich sendet, edle Dame,“ flüsterte der Page befangen, „verrathet auch Ihr mich nicht und Euch; es handelt sich um Eure Sicherheit.“

Und von der Hand der Fürstin sich losmachend, die ihn halten wollte, eilte er davon, unhörbar fast, wie er gekommen. Margarethe öffnete den Brief, der in wenigen Zeilen die Benachrichtigung für sie enthielt, daß der Kaiser, von ihren Plänen gegen ihn in Kenntniß gesetzt worden und nur den Ablauf ihres Geleitsbriefes erwarte, um sie gleich ihrem Bruder zur Gefangenen zu machen. Der unbekannte Warner beschwor die Prinzessin, sich zu

retten und ungesäumt den Boden Spaniens zu verlassen.

Margarethe erschrak in tiefster Seele; jetzt plötzlich erinnerte sie sich, daß ihr Geleitsbrief in wenigen Tagen abgelaufen, ein Umstand, den sie in ihrer Sorge um den königlichen Bruder vergessen, den sie, umgeben von den Aufmerksamkeiten des Hofes, an welchem sie sich befand, kaum beachtet. Sie überlas noch einmal den Brief, der keine Unterschrift trug, derselben auch für sie nicht bedurfte; sie wusste, daß die Warnung von Charles Bourbon kam, der ihr damit den letzten Beweis seiner Freundschaft zu geben bemüht war.*)

In dem Herzen der entschlossenen Frau gab es jetzt kein Schwanken mehr; sie eilte sofort in das Gefängniß des Königs, ihm ihre Abreise mitzutheilen, aus seiner Hand das in Frage stehende Dokument zu empfangen. Zu ihrer grenzenlosen Bestürzung verweigerten ihr die Wachen den Eintritt; — so war die erhaltene Warnung ihr bestätigt; es blieb ihr nichts, als schnelle Entfernung aus Madrid, wollte sie nicht des Kaisers Gefangene werden, die dem geliebten Bruder zu nützen dann unfähig war. Noch in derselben Nacht trat sie die Rückreise an, die einer Flucht allerdings mehr zu vergleichen war, als der Reise einer verwöhnten Fürstin und kam am Abend des Tages, an welchem

*) Gaillard. Hist. II.

ihr Geleitsbrief in Spanien abgelaufen, auf französischem Boden an.*)

Franz', I. Standhaftigkeit, mit der Entfernung seiner Schwester abermals auf eine harte Probe gestellt, begann an der Zähigkeit seines Gegners endlich zu erlahmen. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich von Neuem, er lieh um so bereitwilliger den Rathschlägen der ihn umgebenden Franzosen Gehör, die ihm vorstellten, daß er den Friedensvertrag nur scheinbar einzugehen brauche, da die ihn zwingende Gewalt ihn von jeder Verbindlichkeit freispräche. Die Opfer, die er seinem Lande, seiner Ehre gebracht, seien groß genug, um ihm die Pflicht aufzuerlegen, jetzt an seine Selbsterhaltung zu denken; Frankreich verlange seinen vielgeliebten Herrscher zurück, welchem in einem neu ausbrechenden Kriege beizustehen, es kein Opfer scheuen werde. Er möge die ihm vorgelegten Bedingungen unterzeichnen, die zu halten überdies gar nicht in seiner Macht stände. — Es ist möglich, daß des Königs Seele sich gegen die Treulosigkeit eines solchen Verfahrens anfangs sträubte, daß der Mann, der als Besiegter nach dem Tage bei Pavia seiner Mutter die bedeutungsschweren Worte zu schreiben vermochte: „Madame, tout est perdu, fors

*) Will man Brantôme glauben, so legte sie die ganze Reise, welche vierzehn Tage erfordert haben würde, in einer Woche zu Pferde zurück.

l'honneur!"*) es mit dieser so oft betonten Ehre schlecht vereinbar fand, sein Königswort zu brechen, durch einen Meineid seine Freiheit wieder zu erlangen, aber die Sophistik der mit ihm gefangenen Getreuen fand zuviel Wiederhall in seinem eigenen, nach Macht und Freiheit sich sehnendem Herzen, um nicht endlich auch in ihm alle aufsteigenden Bedenken zu beschwichtigen.

Die Art, wie er dann später dem Kaiser das geleistete Gelöbniß brach, beweist jedoch nicht, daß ihm sein Verrath im Mindesten schwer geworden. Ein königliches Ehrenwort galt im sechszehnten Jahrhundert etwas weniger, als zwei Jahrhunderte zuvor, da ein großmüthiger Herrscher des nämlichen Frankreich**) die schönen Worte sprach: „Wenn Wahrheit und Treue in der ganzen Welt verloren seien, müßten sie sich dennoch im Munde der Könige wiederfinden."

Aber was konnte man von der Moral der Fürsten erwarten, wenn das Oberhaupt der Christenheit selbst, Papst Clemens VII., kraft seiner Macht zu lösen und zu binden, jeden Einzigen vom Meineid loszusprechen bereit sich finden ließ, der seinen

---

*) Die historische Wahrheit dieser Worte wird übrigens neuerdings stark angezweifelt.

**) König Johann, genannt der Gute, der i. J. 1363 in die Gefangenschaft nach England zurückkehrte, als er vernahm, daß sein Sohn, der statt seiner als Geißel dort geblieben, entflohen sei.

eigenen Zwecken zu dienen sich erbot? Eine solche Zusage hatte er Pescara gemacht, im Fall dieser sich dazu verstehen würde, seiner Sache sich zu weihen, ein ähnliches Versprechen leistete er Franz I., um ihm beizustehen, sich den gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen.

Der Vertrag kam endlich im Januar d. J. 1526 zu Stande. Der König Frankreichs gelobte alle Bedingungen desselben getreulich binnen dreier Monate zu erfüllen; er verstand sich scheinbar zu den auferlegten Opfern an Geld, an Provinzen, ja, an Bundesgenossen, denn zu den Klauseln des Vertrages gehörte es noch, daß er seinen Schutz dem Könige von Navarra, dem Grafen von der Mark und noch einigen anderen geringeren seiner Verbündeten entzöge.

Karl V. sagte bei seinem sonst so kühlen klaren Verstande sich nicht, daß die Bedingungen des Friedens in einiger Hinsicht zu hart seien, um willig gehalten zu werden; er baute fest auf das ihm verpfändete Wort des Königs, der ihm zur Versicherung seiner Treue noch als Geißeln seine beiden ältesten Söhne zu stellen versprach, ja, in die Gefangenschaft zurückzukehren sich bereit erklärte, wenn er sein Wort nicht halte.

Die Verlobung mit der Königin von Portugal wurde vollzogen; obgleich Eleonore nur wenige Meilen von Madrid entfernt war, äußerte ihr zukünftiger Gemahl kein Verlangen sie zu sehen

Der Kaiser schien jedoch von diesem Bündniß außerordentlich befriedigt; er begegnete jetzt seinem Gefangenen mit eben soviel Wärme, als Auszeichnung, er behandelte ihn als seinen Freund, seinen baldigen nahen Verwandten und schien sich zu bemühen, ihn die Härte der Gefangenschaft vergessen zu machen.

Der Marschall von Montmorency, der mit dem Friedensvertrage nach Frankreich entsendet worden, brachte die Bestätigung der Regentin; der Tag der Freiheit begann nach langer Pein für Franz I. endlich aufzugehen.

Kaiser Karl geleitete seinen zukünftigen Schwager selbst bis außerhalb der Thore von Madrid.

„Mein Bruder,"*) sagte er, als er zum Abschiede ihn umarmte, „Ihr seid jetzt frei, Ihr werdet von heute an es immer sein. — Bisher verhandelten wir mit einander als Fürsten, die sich oft bekriegten, lasst uns denn heute noch ein Wort mit einander austauschen, wie es echten Edelleuten geziemt. Gesteht mir mit dem Freimuth eines tapferen Ritters, als welchen ich Euch stets hoch gehalten, ob Ihr Willens seid, den Vertrag zu erfüllen, den ich mit Euch schloß."

„Ich gelobe und schwöre Euch, ihn zu erfüllen," erwiderte Franz I. ohne Zögern, seine Hand betheuernd auf seine Brust legend. „Das Bild des

*) Ant. de Vera. Hist. de Charles V.

Gekreuzigten dort," er deutete auf ein Cruzifix, das sich am Wege befand, „sei mein Zeuge, daß ich wahr gesprochen."

Ueber des Kaisers unschöne, aber dennoch bedeutende Züge glitt ein Ausdruck der Befriedigung. „Man nennt, mein Bruder, Euch die Blume der Ritterschaft; wenn irgend Jemand in der Welt, verdient Ihr diesen Namen. Erinnert Euch, daß man von Euch sagen könnte, Ihr hättet Eure Ritterehre tief geschädigt, wenn Ihr Euer Edelmannswort jetzt brächet, daß ich Euch selbst dann für einen Mann ohne Treue und Glauben halten müsste."

„Ihr könntet es," erwiderte Franz I. unerschüttert.

„Wohlan denn, ich glaube Euch," sprach Karl, scheinbar völlig beruhigt, „und nun noch eine, die letzte Bitte. Ihr seid mir jetzt nicht allein ein Verbündeter, Ihr seid ein theurer Verwandter mir geworden, dem ich von Herzen gern das Glück meiner Schwester anvertraue. Wenn Ihr für die Bitterkeit des letzten Jahres wirklich jemals Rache nehmen wollt, so rächet Euch dennoch nie an meiner Schwester."

„Vertraut auf mich, mein Bruder, daß ich ihr Lebensglück stets über das meine zu stellen bemüht sein werde," versicherte Franz; dann umarmten beide Herrscher sich nochmals, Karl kehrte mit seinem Gefolge nach Madrid zurück, Franz setzte

in Begleitung des Vicekönigs von Neapel Lannoy, des Capitains Alarcon und fünfzig anderer Ritter seine Reise nach der Grenze der spanischen Lande fort.

In der Mitte des Bidassoaflusses, welcher die beiden Staaten theilt, harrte eine reich geschmückte Barke des ankommenden Königs; sie führte ihm seine beiden ältesten Söhne entgegen, welche für ihn die Geißeln des Kaisers werden sollten. Kein Ausdruck, keine Bewegung in des Königs Zügen verrieth, ob es ihm schmerzlich sei, seine Kinder in die Gefangenschaft gehen zu sehen; er umarmte sie hastig, als sie in die von ihm benutzte Barke gebracht worden, dann bestieg er, statt ihrer, den Nachen, in welchem Lautrec ihn erwartete, um sich an das französische Ufer führen zu lassen. Dort angelangt schwang er sich auf ein bereit stehendes Pferd, um ohne nach dem verlassenen Lande, oder seinen Kindern noch einmal umzublicken, seinen Staaten entgegenzueilen.

„Ich bin wieder König," rief er jubelnd aus; das stolze Triumphgefühl, das ihn bewegte, war groß genug, um ihn den Preis vergessen zu lassen, den er dafür gezahlt.

Kaiser Karl V. blieb vorläufig noch in Spanien zurück, wo er erwarten wollte, ob sein zukünftiger Schwager den Madrider Vertrag pünktlich halten werde. Er hörte aus Berichten, die ihm von Frankreich gesandt wurden, von dem Jubel, mit

welchem die Bevölkerung den lang vermissten König empfing, von den Festen, welche die Städte Bayonne, Bordeaux und Cognac zur Feier seiner Wiederkehr veranstalteten, doch er vernahm nicht, daß der König auch nur die geringsten Vorbereitungen treffe, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Von Ungeduld ergriffen, sandte er Charles Lannoy nach Cognac, den König an seine Gelöbnisse, namentlich an die Abtretung von Burgund zu erinnern, auf welches des Kaisers besondere Wünsche gerichtet waren.

Franz I. empfing den Vicekönig und dessen Begleiter mit vieler Auszeichnung, erklärte jedoch, keine Entscheidung treffen zu können, bevor nicht die Stände von Burgund ihre Einwilligung gegeben, aus seiner Herrschaft in die des Kaisers überzugehen. Der König Frankreichs glaubte der Antwort seiner Notablen ziemlich gewiß zu sein und hoffte außerdem noch auf Hülfe von anderer Seite, die ihm denn auch in Kurzem werden sollte.

Die italienischen Mächte, an ihrer Spitze Clemens VII. und Andrea Gritti, Doge von Venedig, hatten ihre Abgesandten an den Hof zu Cognac geschickt, dem Könige zu seiner Befreiung Glück zu wünschen und mehr noch, ihn von dem Bündniß in Kenntniß zu setzen, welches die Fürsten gegen Karl V. geschlossen. Sämmtliche italienische Staaten fürchteten eine Vergrößerung der Macht Karls V. viel zu sehr, um ihr nicht aus allen

Kräften entgegenzustreben, Frankreich durfte daher um keinen Preis durch die Abtretung einer Provinz verringert werden. Dieser Liga beizutreten forderten die Abgesandten Franz I. auf, und damit ihn sein Gewissen wegen des begangenen Meineides nicht beschwere, sprach ihn Clemens VII. feierlich von seinem Schwure frei. Franz I., dessen Haß gegen seinen Feind Karl V. durch die Gefangenschaft zu Madrid und die Unterhandlungen mit ihm eher gesteigert, als gemindert war, zögerte keinen Augenblick sich der Liga anzuschließen, welcher das Protektorat des Papstes den Beinamen der „heiligen“ verschaffte. Wie weit sie jedoch die Eigenschaft der Heiligkeit rechtfertigte, da ihre erste Handlung bereits das Verbrechen eines Meineides war, bleibt dahingestellt.

Das neue Bündniß wurde am zweiundzwanzigsten Mai des Jahres 1526 zu Cognac unterzeichnet, allein der König wünschte die Veröffentlichung desselben nicht früher, als bis er die Antwort seiner Notablen in Betreff Burgunds den Abgesandten des Kaisers zugleich mit der neuen Kriegserklärung zu übermitteln vermochte.

Diese Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Die Stände erklärten in Gegenwart Lannoy’s und der übrigen Gesandten, daß sie aus Pflicht und Neigung zu Frankreich gehörten, daß sie nun und nimmer österreichischer Herrschaft sich beugen wollten und daß der Vertrag von Madrid, durch Gewalt

erzwungen, in ihren Augen keine Geltung habe. Franz I. gab sich den Anschein, dieser Erklärung sich fügen zu müssen; er erbot sich, dem Kaiser, statt der gewünschten Provinzen, jede beliebige Summe zu zahlen und versicherte sich zu gleicher Zeit des Beistandes seines Parlamentes, um sich in dem Rechte bestätigen zu lassen, den beschworenen Vertrag nicht zu halten.

Karl V. war tief aufgebracht, als ihm die Entscheidung des Königs vorgelegt wurde; er sah sich nicht nur all der Vortheile beraubt, die er durch die Gefangenschaft des Gegners zu erlangen gehofft; er sah sich auch von ihm in schnödester Weise verrathen und betrogen. Er erklärte öffentlich den Regenten Frankreichs für einen Mann ohne Ehre und Treue und schwur sich an ihm, jedoch ebenso an dem heuchlerischen Papste zu rächen.

Leider befanden sich nur seine Finanzen schon wieder in solcher Bedrängniß, daß es vorläufig bei leeren Drohungen bleiben musste und während sein besiegter Gegner von der Geistlichkeit, von dem Adel, von seinen Städten die opferfreudigsten Zusicherungen erhielt, ihm jede, auch die bedeutendste Summe zur Führung eines neuen Krieges liefern zu wollen, war sich Karl klar bewusst, daß er eher fünf Reichstage ausschreiben könne, bevor seine zähen Fürsten ihm auch nur den achten Theil der Summen zur Verfügung stellen würden, über welche Frankreichs Herrscher gebot.

Zu den, durch die Verletzung des Vertrages am meisten Betroffenen gehörte, außer dem Kaiser, der Herzog von Bourbon. Karl V. hatte für ihn so hohe Ansprüche gestellt, um nicht ihm gegenüber gar zu sehr hinter den früher gemachten, glänzenden Versprechungen zurückzubleiben; jetzt, da die Hauptartikel des Vertrages unerfüllt blieben, drang er auch nicht darauf, daß Franz sich dazu verstände, den Herzog in die ihm geraubten Güter wieder einzusetzen; er dachte vielmehr daran von dem Feldherrngenie des Verbannten fernerhin noch Gebrauch zu machen, indem er ihn nach Italien sandte, weitere Eroberungen dort zu verfolgen.

„Wir leben nutz- und thatenlose Tage hier, mein L'Hôpital," sagte der Herzog eines Morgens zu seinem getreuen Arzte, „wirst Du Dich endlich davon überzeugen, daß Du thöricht gehandelt, indem Du fast allein von allen Andern bei mir bliebst?"

„Mein gnädiger Herr," entgegnete L'Hôpital mit seiner gewohnten Ruhe, „mögen Andere thun, was sie für besser befinden, — ich habe mich noch nie bemüht, meine Handlungsweise nach dem Beispiele der Uebrigen einzurichten."

„Die Ratten pflegen das Schiff zu verlassen, wenn es am Untergehen ist," fuhr der Herzog fort, „heute früh nahm Pompérant Abschied von mir, dem Franz von Valois Verzeihung zugesichert. Der König will ihm außerdem zur Belohnung, daß

er bei Pavia ihn gerettet, eine Compagnie von hundert Mann verleihen."

Der Arzt zuckte die Achseln; er erwiderte nichts.

„Du denkst, daß ich ihn deshalb tadeln möchte?" fragte Charles Bourbon, seinen Gesichtsausdruck bemerkend. „Nicht doch, alter Freund; was Pompérant gethan, geschah auf meinen Wunsch und Befehl. Er ist noch jung, ein langes hoffnungsreiches Leben liegt vor ihm und diese Hoffnungen erfüllt ihm sicherer des Vaterlandes Dankbarkeit, als die meine, welche ihm nichts weiter zu geben vermag, als ein Loos dem meinen ähnlich, das eines Abenteurers, eines Glücksritters."

„O, wollet Euch doch nicht mit Namen schmähen, die weder Eurem Handeln, noch Eurem Verdienste entsprechen, mein theurer Herr. Die trübe Stimmung, die seit lange Euch beherrscht, — sie lässt Euch alle Dinge in grauem Lichte schauen."

„Bin ich denn etwas Anderes noch geblieben?" sprach der Herzog melancholisch. „Was giebt es denn noch, das ich zu verlieren hätte? Die Hoffnung nach Frankreich zurückzukehren, ist vernichtet, seit Franz sich weigert, den Vertrag zu erfüllen; was ich an Gold und Kostbarkeiten besaß, — ich opferte es im Dienste des Kaisers vor der Schlacht bei Pavia. Fast bin ich jetzt so arm, wie Du, mein L'Hôpital; der einzige Reichthum, der mir blieb, ist mein Schwert; doch in welcher Sache werde ich

es fortan noch ziehen dürfen? Die Träume himmelstürmenden Ehrgeizes sind in mir zerronnen, es ist gut, daß meine Ritter mich verließen; für mich leuchten auf dieser Erde keine Sterne mehr."

Aus der tiefen Fensternische des Gemaches, wo sie an einer Abschrift für L'Hôpital arbeitend saß, heftete sich Myrrha's schimmerndes Auge auf den Sprechenden; — er beachtete sie nicht, — war er es in der That, oder wollte er blind bleiben für diese Sterne, die einzigen, die seinem dunklen Leben noch geblieben?

„Ich frage mich zuweilen, wie Raoul jetzt gehandelt haben würde," fuhr der Herzog nach einer Pause fort. „Ob er mich verlassen, die Verzeihung des Königs entgegennehmend, oder ob er dennoch, — dennoch bei mir ausgeharrt? — Mein Raoul! Warum konnte ich statt Deiner nicht auf Pavia's blutigem Boden fallen, — des Lebens lange Pein wäre dann für mich geendet und Du, mein Knabe, durftest glücklich werden."

„Mein gnädiger Herr, wendet Euren Geist von solchen düsteren Gedanken," ermahnte L'Hôpital, „noch kann auch Euch eine Zukunft aufgehen, besser, als Ihr es geahnt. Habt Ihr vergessen, daß der Kaiser Euch zur Entschädigung für die Nichterfüllung des Vertrages versprochen hat, Euch mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen?"

„Verlerntest Du noch immer nicht auf ein Fürstenwort zu bauen? Ich zähle ebensowenig

darauf, wie auf seine früheren Versprechungen. Wie schnell doch reute ihn sein Anerbieten, mir seine Schwester Eleonore zur Gemahlin zu geben; er wird es ebenso leicht bedauern, mir Mailand zugesagt zu haben, im Fall es mir gelänge, Sforza aus seinem Castell zu vertreiben."

„Die jetzige Heirath der Königin von Portugal scheint mir keine besonders sichere Bürgschaft künftigen Glückes," bemerkte L'Hôpital sarkastisch, „noch immer harrt Dame Eleonore vergebens der Gesandten, die sie zu ihrem neuen Gemahl abholen sollen; wer weiß es, ob sie jemals kommen werden."*)

„Sie werden kommen, sicherlich," sagte der Herzog gleichgültig, „ich nehme keinen Theil an ihrem ferneren Schicksale. — Doch, L'Hôpital, mich führte eigentlich die Absicht her, Dich auf einem Spazierritte mitzunehmen; komm hinaus in das Freie, die Länge der Tage hier beginnt mich zu erdrücken; o, am liebsten stürzte ich mich von Neuem in den Donner der Schlacht."

Er verließ mit dem Arzte das Gemach; Myrrha warf ihre Feder auf den Tisch, sobald die Thür sich hinter ihnen geschlossen und schlug beide Hände vor ihr Gesicht.

„Weshalb klagst Du beständig um Raoul, geliebter theurer Herr?" flüsterte sie in leidenschaft-

---

*) Diese Heirath wurde erst 1530 nach dem Frieden von Cambray vollzogen; bis dahin blieben auch die Prinzen in der Gefangenschaft.

lichen Tönen. „Ach, für des todten Freundes Liebe nimm die meine, sie ist groß genug, Dir Alles, Alles zu ersetzen, was Du an Liebe und Treue in dieser Welt verlorest. Sie haben Dich verlassen, Alle, die mit Dir einst das dunkelste Schicksal theilen wollten; nur ich allein, Dein Findling blieb bei Dir, — o habe ich denn nicht ein Recht auf Dich erworben, mehr als Jene, die Du mit größerer Gunst auszeichnetest, als mich? Darf denn die Liebe nicht um ein unnahbares Herz werben, — ist es so verächtlich die Schätze einer Menschenseele dem zu Füßen zu legen, der ihrer nicht begehrend, niemals die Hand danach ausgestreckt? Seit langen Jahren lebe ich nur in Dir, Du warst die Sonne, um deren Strahlenkreis mein Dasein sich bewegte, jenem geringen Falter gleich, den ich einst unrettbar stets in die offene Flamme zurückflattern sah. Und wenn ich auch nur ein armseliges niedriges Geschöpf bin, das Kind eines verachteten Zigeunermädchens, Du würdest an meiner Liebe endlich doch erkennen müssen, daß Dankbarkeit und Treue von dieser Erde nicht verschwunden seien. — Geliebter grausamer Mann, — so gütig sonst gegen Alle — warum so hart nur gegen mich?"

* *
*

Der Sommer war herbeigekommen, des Südens farbenprächtiger Sommer voller Blüthen und be-

täubend süßer Düfte, als der Herzog von Bourbon sich nach Barcelona begab, um auf des Kaisers Befehl nach Italien sich einzuschiffen. Ihm war der Oberbefehl über die noch in der Lombardei weilenden deutschen und spanischen Truppen übertragen worden, welche Mailand auf das Aeußerste bedrückten und wenn auch der Kaiser seinen Soldaten in diesem Augenblicke weder Geld noch Verstärkung zu schicken im Stande war, so hielt er es doch für zweckmäßig, ihnen in der Person des von ihnen gekannten und geliebten Herzogs einen Feldherrn zu geben, der ihre Ausschreitungen zu zügeln und ihre Gedanken auf ein neues Ziel der Eroberung zu lenken verstand.

Charles Bourbon hatte vor seiner Abreise von Madrid es Myrrha und L'Hôpital noch einmal freigestellt nach Frankreich zurückzukehren; sie hatten mit derselben Entschiedenheit, wie früher, erklärt bei ihm bleiben zu wollen und so war der Herzog, begleitet von den Letzten seiner Getreuen, am achten Juli in Mailand angelangt.

Er traf die Stadt in einem bemitleidenswerthen Zustande, die Einwohner verzweifelt unter dem beständigen Drucke, welchen ihnen die Erhaltung einer entarteten Armee verursachte, die ihre Ansprüche mit jedem Tage eher steigerte, als sie herabstimmen ließ.

Die vornehmsten Bürger der Stadt begaben sich sogleich nach der Ankunft Charles Bourbons

in den Palast, welchen der Herzog bewohnte, um ihn anzuflehen, die Truppen aus Mailand in die benachbarten Ortschaften zu verlegen; sie schilderten ihm in beweglichen Worten die Noth der Stadt und suchten in seinem Herzen Theilnahme und Milde für sich zu erwecken.

Es hätte nicht ihrer Schilderungen bedurft, um den Herzog ihren Bitten zugänglich zu machen; in früheren glücklicheren Zeiten war er selbst einst Vicekönig des schönen Mailand gewesen, bis Haß und Leidenschaft der Herzogin von Angoulême seine Enthebung von diesem Posten veranlasst; das Elend einer Stadt, an der für ihn selbst viele frohe Erinnerungen hafteten, ging ihm näher, als er es zu zeigen wagte, doch er wusste ebensowohl, daß es ihm unmöglich sei, für die unglücklichen Bürger etwas zu thun, wenn nicht zuvor die Armee einen Theil wenigstens ihres schon wieder seit lange unbezahlten Soldes empfinge.

Karl V. bewies auch diesmal die größte Gleichgültigkeit, soweit es sich um die Erhaltung seiner Truppen handelte, für welche Sorge zu tragen er allezeit seinen Generälen überließ. Wie dieselben es anzufangen hatten, die oft meuterischen, entarteten Soldaten zu befriedigen, kümmerte ihn nicht; — mochten sie durch Plünderung von dem barbarischen Rechte des Krieges Gebrauch machen, mochten sie dem Landmannn, dem Bürger durch die Folter den letzten Sparpfennig erpressen, den

er sich für kommende, noch schlechtere Zeiten zurückgelegt.

Der Herzog von Bourbon versuchte den versammelten Bürgern diesen Umstand klar zu machen. „Ich selbst, Ihr Herren," bekannte er, „bin von dem Kaiser ohne die geringste Geldsumme hierher entsendet worden und dennoch liegt mir die Pflicht ob, die aufgeregten Truppen zu besänftigen, sie durch Versprechungen aller Art darüber zu täuschen, daß sie den Sold, welchen sie fordern dürfen, nicht erhalten können. Glaubt Ihr, daß sie sich dazu verstehen werden, diese Stadt zu verlassen, ohne daß ihnen wenigstens ein Theil desselben bezahlt würde? Auch wenn ich es ihnen gebiete, sie werden mir nicht Gehorsam leisten und ich selbst muß ihnen zugestehen, daß sie in ihrem Rechte seien."

„Wir würden uns zu jedem, auch für den Augenblick unmöglich erscheinendem Geldopfer bereit finden lassen, sähen wir nur unsere Bitte erfüllt, die Truppen aus der Stadt entfernt zu haben, gnädigster Herr," erwiderte der Podesta Mailands, „doch gebt uns Euer Wort, daß wir von dieser Plage dann auch wirklich befreit werden."

„Ich gebe Euch mein Wort, zu thun, was in meiner Macht steht, die Truppen zum Abzuge zu bewegen," erwiderte der Herzog, „allein ohne eine Abschlagszahluug erhalten zu haben, wird keiner der Soldaten sein Quartier verlassen, dessen seid gewiß. Auch meine Hoffnungen sind darauf ge=

richtet, daß uns der Kaiser mit einer Unterstützung zugleich den Befehl senden wird, an einen anderen Ort uns zu begeben, jedoch bis dahin bin ich selbst außer Stande für die Armee und für Euch zu thun, was ich möchte. So setzt mich wenigstens durch Eure Opferwilligkeit in den Stand, das Aeußerste zu thun, die Summe von fünfzigtausend Dukaten ist eine geringe im Verhältniß zu dem, was die Truppen zu fordern haben."

„Sie ist eine ungeheure für uns, die wir kaum noch etwas zu geben vermögen," betheuerte der Podesta, „wenn wir sie aber mit Erschöpfung unserer letzten Mittel dennoch aufbringen könnten, welche Sicherheit, Herr Herzog, empfangen wir von Euch dafür?"

„Keine andere, als die Worte, welche ich vorhin aussprach," entgegnete Charles Bourbon, „ich will versuchen zu thun, was ich vermag, um Mailand von den Truppen zu befreien. Seht Ihr denn nicht ein, daß mich nur die Noth Euch gegenüber zum Barbaren macht? Und wenn ich dennoch Euch getäuscht, so möge der Himmel mich selbst als Opfer dafür annehmen. Genügt es Euch nicht, wenn ich auf mein eigenes Haupt die Strafe dafür herbeirufe? Für mein gebrochenes Wort treffe dann mich die erste Kugel in der ersten zu liefernden Schlacht, der ersten Belagerung, die ich unternehmen werde." *)

(* Historisches Wort des Herzogs von Bourbon.

Es sollte ein prophetisches Wort sein, welches er den Bürgern Mailands ausgesprochen; die, welche ihn geliebt, erinnerten sich in langen Jahren noch seines Verzweiflungsschwures, durch welchen, wie sie meinten, er selbst sein Verderben herbeigezogen.

Sofort, nachdem die Bürger ihn verlassen, diktirte der Herzog seinem Schreiber verschiedene Briefe, welche den Zweck haben sollten, Mailand von den Truppen zu räumen, indem man sie auf irgend ein anderes Gebiet führte. An den Kaiser hatte er bereits eigenhändig geschrieben, ihm das Elend der Stadt, doch ebenso den Mangel, unter welchem die Soldaten litten, vorgestellt, ihn dringend um die Summen ersucht, welche zur Bezahlung des rückständigen Soldes nothwendig waren. Die anderen Briefe waren an den Vicekönig von Neapel, über dessen nächste Schritte er sich unterrichten wollte und an seinen einstigen Bundesgenossen aus Deutschland, Georg Frundsberg, gerichtet, von welchem ihm die Kunde geworden, daß derselbe von Neuem beschäftigt sei, ein Heer anzuwerben.

„Ich möchte wissen, wohin der alte Degen dieses Heer zu führen gedenkt." bemerkte der Herzog, wie in Gedanken, mehr zu sich, als zu seinem italienischen Schreiber gewendet, „hier können wir ihn unmöglich gebrauchen, so lange wir unsere Truppen nur mit Mühe in der Stadt erhalten. Und Sforza in der Citadelle zu belagern, genügen unsere Spanier vollkommen."

Das listige Gesicht seines Zuhörers veränderte keine seiner Mienen; er war es von seinem Gebieter gewohnt, daß dieser in halbem Selbstgespräche öfters seine Meinung äußerte, während er ihm die nothwendigen Briefe diktirte und zog es vor, ihn in seinen Betrachtungen nie zu stören, die dennoch zuweilen Wichtiges ihm verrathen konnten.

Cesare Gilberti befand sich erst seit Kurzem in Charles Bourbons Dienst, den er auf eine Verwendung Leyva's bei ihm erhalten und hatte durch seine Geschicklichkeit, sowie seine Kenntnisse sich in das Vertrauen seines neuen Herrn zu schmeicheln gewusst.

„Daß Sforza sich nicht lange mehr in dem Castell zu halten vermag, liegt außer Zweifel," fuhr Charles Bourbon fort, „thörichter Francesco, weshalb hat er sich der Sache der Liga angeschlossen? Der Kaiser wird ihn schwerlich zum zweiten Male mit dem Herzogthum belehnen."

„Er wird Euch, gnädigster Herr, zu seinem Nachfolger machen," wagte Cesare Gilberti in geschmeidigem Tone zu äußern.

„Glaubst Du? Ich bin gegen alle kaiserlichen Zusagen etwas mißtrauisch geworden; er halte mir nur das Eine, mir den rückständigen Sold für meine Truppen zu zahlen. ohne welchen ich aus dieser unseligen Stadt nicht herauszukommen vermag. Und die liguistische Armee scheint es sich vorgenommen zu haben, mir keine Gelegenheit zur

Schlacht oder zu einer entscheidenden That zu geben."

„Es fehlt ihnen an den erprobten Führern," bemerkte der Sekretair.

„Sie haben einen vortrefflichen in Giovanni di Medici; er ist der Einzige, der mir von den Führern der Gegner Achtung einzuflößen vermag. Was wir von dem Herzog von Ferrara zu erwarten haben, der sich der Liga nicht anschließen will, ist noch ungewiß."

„Der Herzog wird Se. kaiserlichen Majestät stets ganz und gar ergeben bleiben."

„Weil ihm keine andere Wahl mehr übrig, wie es Andern ebenfalls ergeht," sagte Charles Bourbon bitter, „wer weiß, wie hoch ihm diese Ergebenheit noch zu stehen kommt."

Er warf in raschen Zügen seinen Namen unter die beendeten Briefe und verließ das Gemach. Wenige Minuten später öffnete sich die entgegengesetzte Thür desselben, des Pagen Tonio lockiges Haupt blickte vorsichtig herein.

„Ist Monseigneur nicht mehr hier?" fragte er den noch immer mit seinen Papieren beschäftigten Gilberti.

„Nein, schöner Tonio," erwiderte der Italiener freundlich, „soeben hat er mich verlassen; was begehrt Dein Herz von ihm?"

„O nichts weiter," antwortete Myrrha, die vor dem neuen Hausgenossen eine ihr selbst unerklärliche

Scheu besaß, „ich wollte ihn nur fragen, wann Fuissieux ihm sein Pferd zum Ausritt vorführen soll und ob der gnädige Herr zuvor meiner Dienste bedarf."

„Deiner Dienste vielleicht nicht, doch Deiner anmuthigen Gesellschaft gewiß um so lieber," sagte Gilberti mit eigenthümlichem Lächeln, das seinen scharf gezeichneten Zügen etwas Faunisches verlieh, „dürfte ich unsern gnädigen Herzog überhaupt um etwas beneiden, so wäre es nur um seinen holden Pagen, den ich ihm gar zu gerne streitig machen möchte. Warum kommst Du nicht näher, spröder Tonio? Hier liegt Monseigneurs Hut und seine Reitgerte, die Du doch wohl holen wolltest."

Myrrha näherte sich mit einiger Zurückhaltung dem Tische, auf welchem die genannten Gegenstände lagen, um sie schnell zu erfassen und mit ihnen hinwegzueilen.

Cesare Gilberti ergriff, ehe sie es hindern konnte, ihre Hand.

„Zu welchem Berufe ist denn diese zarte kleine Hand dereinst bestimmt?" fragte er schmeichelnd. „Wird sie ein Schwert, wird sie die Feder führen im Dienste des Herzogs? Zu dem Ersteren erscheint sie mir zu — mädchenhaft."

Ein zorniges Roth stieg in die Wangen des Mädchens; sie machte sich heftig los. „Was kümmert es Euch, Signor, was ich werden will?" rief sie.

„Lasst mich, ich habe nicht Zeit Euch Rede zu stehen.“

„Du verkennst mich. in der That,“ betheuerte der Italiener, von Neuem einen Versuch machend, ihre Hand zu ergreifen. „gewiß, Du hast in ganz Mailand keinen treueren Freund, als mich.“

„O, verschont mich doch mit Euren Versicherungen, Signor, ich bedarf Eurer Freundschaft wirklich nicht.“

„Ei, glaubst Du Dich so fest in der Gunst Deines Herrn oder gar in seiner — Liebe?“

Doch Myrrha ließ sich zu keiner Antwort mehr herbei, nochmals ihn zurückstoßend. raffte sie die Sachen, welche ihrer Hand entfallen, auf und entfloh aus dem Zimmer.

Der Italiener sah ihr mit cynischem Lächeln nach. „Ich hatte mich nicht getäuscht, obwohl die Spitzbuben von Dienern es mir stets geleugnet und der alte Narr, den sie Vater nennt, sich zu keiner Erklärung bewegen lässt: Bourbons schöner Page ist ein Weib. — Nun, ihretwegen noch eine kleine Weile in dem Dienste dieses Feindes meines Vaterlandes, — dann gehe ich zurück zu Lannoy.“

* *
*

Die Bürger Mailands hatten mit unsäglichen Opfern die von dem Herzoge verlangte Summe

herbeigebracht; sie erwarteten nun mit Bestimmtheit, daß Charles Bourbon sie von ihrer Plage, das Heer des Kaisers länger noch zu ernähren, vollständig befreien werde.

Doch, wie der Herzog es ihnen zuvor gesagt, lag dies nur theilweise in seiner Macht, so lange ihm von dem Kaiser auch nicht die mindeste Unterstützung wurde. Er ließ einige Abtheilungen der in Mailand hausenden Soldaten in die entfernteren Vorstädte legen, die Spanier jedoch weigerten sich in unersättlicher Gier, ihre Quartiere zu verlassen, bevor sie nicht ihren vollen Sold erhalten; ebenso war es aber nothwendig, daß die das Castell belagernden Truppen noch in der Stadt blieben.

Der Herzog von Bourbon war überdies auch in Verlegenheit, wohin er die ihm anvertraute Armee führen sollte; ihre Zahl war zu geringe, um den liguistischen Truppen jetzt schon gegenüber zu treten; es schien, als wolle der Kaiser ihn absichtlich vergessen, um ihn zu zwingen, sich auf seinem Posten zu behaupten, der ihm Angesichts des Elends der Stadt mit jedem Tage unerträglicher wurde.

Karl V. schritt jedoch, bevor er an die Ausführung neuer Unternehmungen ging, zunächst zu der dem treulosen Papste gedrohten Rache. Er sandte seinen Botschafter Hugo de Moncada zu ihm, ihn zu bestimmen, sich von der Liga zu trennen, die ein Verrath gegen den Kaiser sei; er ließ ihm das Anerbieten machen, Mailand von den Truppen zu

räumen, ja, es Sforza zurückzuerstatten, wenn der Papst sich entschließen wolle, im Verein mit den übrigen Mächten die der Armee schuldigen Summen aufzubringen.

Clemens verwarf in unbegreiflicher Verblendung diese Vorschläge; zu ihm war die Kunde gedrungen, daß der Zustand der in Mailand garnisonirenden Armee ein verzweifelter sei; er folgte daher dem Rathe seiner Verbündeten, sich in keinen Vertrag mit dem Kaiser einzulassen.

Moncada hatte für diesen Fall bereits andere Instruktionen erhalten. Er reizte den Cardinal Pompeo Colonna, der ein erbitterter Feind Clemens' VII. war, zu offenem Aufstande wider den Papst, welcher, für diesen Ueberfall nicht gerüstet, in die Engelsburg zu entfliehen gezwungen war.

Das Kriegsvolk Pompeo's stürzte sich triumphirend auf den Vatican, auf die Paläste der päpstlichen Anhänger, um nach wenigen Stunden mit Beute beladen in seine Quartiere zurückzukehren.

Die Engelsburg war nicht lange gegen einen etwa sich erneuernden Ansturm zu halten, Clemens VII., zu dessen grenzenloser Bestürzung sich noch die Beschämung gesellte, dem Ueberfalle eines rebellischen Cardinals so schnell gewichen zu sein, blieb keine andere Zuflucht, als mit dem Abgesandten des Kaisers die unlängst verweigerten Unterhandlungen wieder zu beginnen.

Was er aus Trotz abgelehnt, gebot ihm gegenwärtig die Noth zu thun. Moncada verlangte jetzt von ihm: daß Colonna volle Amnestie ertheilt werde, daß Clemens seine Truppen aus der Lombardei, seine Flotte von Genua zurückzöge und mit dem Kaiser einen viermonatlichen Waffenstillstand schlösse.

Der Papst ging auf Alles ein; ihn leiteten dabei die nämlichen Motive, welche Franz I. den Vertrag zu Madrid unterzeichnen ließen; gleich dem französischen Könige war er fest entschlossen, die ihm durch Gewalt abgezwungenen Bedingungen nicht zu erfüllen. Pompeo Colonna vernahm zu seinem Erstaunen, daß Moncada sich mit dem Papste geeinigt, gegen welchen er ihn selbst zum Aufruhr entflammt; jetzt war es an ihm, den Spanier einen bestochenen Verräther zu nennen.

Clemens VII. beschloß, seine Rache an den Colonnas in kürzester Zeit zu nehmen; vorläufig jedoch war er zu erbittert auf alle seine Bundesgenossen, die ihn schmachvoll im Stiche gelassen, um seinen Zorn nicht gegen sie zu richten. Er ließ einen Brief an den Grafen Lodovico von Canossa, französischen Gesandten in Venedig, schreiben, in welchem er erklärte, daß die Franzosen nur dazu geschaffen wären, die Welt zur Verzweiflung zu bringen, daß ihre Nachlässigkeit, die diesen neuen Krieg nur mit Lauheit führe, an all seinem Unglück Schuld sei, der im Vertrauen auf seine Verbündeten diesen Feldzug begonnen.

Der Papst wünschte jedoch nicht, sich etwa von der Liga zurückzuziehen, oder den Krieg zu enden; vielmehr rüstete er im Stillen neue Schaaren aus und unterstützte Giovanni di Medici, auf dessen thatkräftige Hülfe er vielleicht am meisten bauen durfte. Der Herzog von Sforza hatte sich zu Mailand ergeben; als einen Akt der Gnade durfte er es auffassen, daß ihm gestattet wurde, sich nach Como zurückzuziehen; mit Mühe vertheidigte jetzt Charles Bourbon Mailand gegen die andringende Bundesarmee, mit Mühe erzwang er von den unglücklichen Bürgern noch den Unterhalt für seine Truppen.

„Man hat mich nicht zum Gouverneur, man hat mich zum Henker dieser Stadt gesetzt," sagte er verzweifelnd zu L'Hôpital, „ich sehe Mailand mit jedem Tage mehr und mehr verwüstet, ich höre die Klagen der Einwohner, ihre gerechten Flüche gegen mich überall mich verfolgen. Und dennoch weiß ich keinen Ausweg aus diesem Elend; ich muß für meine Soldaten sorgen, sei es selbst auf Kosten des Blutes jener Andern."

„Habt Ihr noch immer keine Nachricht, wohin der Kaiser seine Armee demnächst zu senden gedenkt?" fragte der Arzt.

„Nicht die geringste; eins nur weiß ich, daß Frundsberg mit 12,000 Landsknechten auf dem Wege zu mir ist."

„Zu Eurer Unterstützung hier?"

„Wohl schwerlich; weiß ich doch selbst die Meinen hier kaum noch zu erhalten und jetzt noch sollte eine Schaar beutehungriger Landsknechte nach Mailand eindringen? Außerdem ist es zweifelhaft, ob es ihm überhaupt gelingen wird, bis nach Italien zu kommen; die Alpenpässe sind von den Liguisten versperrt.“

„Ich hatte nicht erwartet, den bärenhaften Söldlingsführer noch einmal mit Euch vereint zu sehen.“

„Lass' gut sein, L'Hôpital,“ lächelte der Herzog, „unter seiner rauhen Hülle schlägt ein wackeres, heldenmüthiges Herz. Erinnerst Du Dich, wie schlecht auch ihm nach Pavia der Kaiser die großen Dienste lohnte, die er ihm geleistet? Nun, seine Treue überwand die Kränkung besser, als vor Zeiten es die meine vermocht; er folgte dem Rufe seines undankbaren Herrn, der ihm, wie ich höre, vorstellen ließ, daß sein Reich in ernstlicher Gefahr sei, wenn Frundsberg es nicht rette.“

„Dann hat er hoffentlich die Geldunterstützung ihm zukommen lassen, die er Euch verweigert?“ meinte L'Hôpital, in dessen Seele ein gerechter Groll gegen den Kaiser Deutschlands brannte.

„Auch dies nicht einmal; Frundsberg hat seine Güter, selbst Mindelheim, wo ich ihn einst besuchte, er hat das Silberzeug, den Schmuck seiner Gemahlin verpfändet, um die für diesen Zug nöthigen Geld-

mittel aufzubringen. Begreiflicherweise zählt er als Entschädigung für seine Truppen, vielleicht auch für sich selbst, auf die Plünderung irgend einer großen Stadt."

„Und welche würde dann das Opfer sein, mein Herzog?"

„Ich fürchte — Rom," erwiderte Charles Bourbon langsam.

„Entsetzlich," sagte der Gelehrte, „der Anblick der Truppen, die Euch jetzt dienen, ist genügend, um Schauder einzuflößen."

„Ja, entsetzlich, L'Hôpital, wenn man bedenkt, daß die Eroberung und Plünderung einer Stadt, wie diese, im Grunde eine unnütze sei. Allein mir bleibt nichts Anderes mehr, als dem reißenden Strome zu folgen, der mich vorwärts treibt; ich werde die Stunde segnen, die mir gestattet, aus Mailands Mauern zu ziehen, aber noch weiß ich nicht, wohin mein unstäter Pfad mich dereinst führen soll."

„So zweifelt Ihr daran, Mailand dennoch als Lehen vom Kaiser zu erhalten?"

„Ich zweifle nach all den Täuschungen meines Lebens daran, noch irgend etwas zu erhalten, was ich mir nicht selbst erobere!" entgegnete der Herzog. „Von Allem jedoch, was ich noch erreichen könnte, ist mir nur eins gewiß, das Niemand uns streitig zu machen pflegt: — das Grab. Was meinst Du,

L'Hôpital," fügte er in melancholischem Scherze hinzu, „in diesem Reiche dürfte ich ungestört herrschen, nicht mehr gequält durch Ungerechtigkeit und Haß derer, welchen ich zu dienen mich bestrebte?"

Des Arztes Auge ruhte in tiefer Theilnahme auf seinem Herrn, den er von seinen Jünglingsjahren an durch alle Wechselfälle des Lebens getreulich bis hierher begleitet. Ach, jener junge Held, der zu Marignano sich den ersten vollen Kranz auf die dunklen Locken drückte, war es nicht mehr, der vor ihm stand.

Wie blickten sie so düster jetzt, die einst so lebensprühenden, blauen Augen, wie fest geschlossen erschien der Mund, der in vergangener Zeit so gütig zu lächeln wusste, das reiche Haar durchzog an den Schläfen bereits mancher Silberfaden, der tiefe Kummer der letzten Jahre, die ewig nagende Reue, die er dennoch beständig in sich zu verschließen trachtete, hatten ihren unbarmherzigen Stempel auf die edlen Züge gedrückt.

„Wisst Ihr denn kein Band mehr, das Euch an diese Erde zu fesseln fähig wäre?" fragte der Arzt, kaum fähig seine Wehmuth zu verbergen.

„Keines," erwiderte der Herzog kurz, „und wenn ich eins noch entdeckte, ich würde mich weigern, es anzuerkennen. Für mich bietet diese Erde keine Hoffnungen mehr, Glück und Ruhm sanken vor meinen Augen in Trümmer, die einzige Braut, die ich noch wählen darf, ist die Verzweiflung; sie wird

mir beistehen, das zu finden, was ich ersehne, einen ehrenvollen Tod."

* * *

Mitternacht war vorüber; in dem Vorzimmer des Herzogs lehnte in einem Sessel Myrrha, ihres Gebieters Rückkehr erwartend, der einer Einladung Leyva's folgend mit den übrigen Führern sich in die Wohnung des Ersteren vegeben.

Leise Schritte auf dem Corridor störten das Mädchen aus dem halben Schlummer, in welchen sie gesunken; sie fuhr empor, es war nicht des Herzogs Schritt, wer kam zu so später Stunde noch in seine Gemächer einzudringen? Doch ihre Zweifel sollten in der nächsten Minute schon in unwillkommenster Weise gelöst werden; die äußere Thür wurde vorsichtig geöffnet und Cesare Gilberti's widerwärtiges Gesicht erschien in dem Rahmen derselben.

„So allein, armer Tonio?" fragte er, dreist in das Gemach tretend. „Dein hoher Gebieter läßt Dich ja heute ungebührlich lange warten und hätte billig Dir die Nachtwache erlassen können."

„Es gehört zu den Pflichten meines Dienstes jeden Abend noch die Befehle Monseigneurs entgegenzunehmen," erwiderte Myrrha kalt und ohne sich Mühe zu geben, ihre unangenehme Ueberraschung zu verbergen.

„Es sieht Dir ganz ähnlich, Deines Dienstes Pflichten mit stets gleicher Treue nachzukommen," sagte der Italiener lächelnd, „doch erregt es mein Bedauern Dich hier so vereinsamt zu sehen; ich kam hierher, um Dir ein wenig die Langeweile verscheuchen zu helfen."

„Bemüht Euch doch nicht meinetwegen allzu sehr, Signor," sprach Myrrha unbehaglich, „der gnädige Herr muß jeden Augenblick zurückkehren."

„Und es wäre Dir wohl unlieb, wenn er uns Beide hier träfe?" fragte Gilberti lauernd.

„Sehr unlieb," antwortete Myrrha mit ihrer gewohnten Aufrichtigkeit. „Was gäbe es denn auch, das Ihr mit mir zu besprechen hättet, um gerade diese Stunde zu wählen?"

„Kluge Männer, wie wir Beide, schöner Tonio," entgegnete der Italiener boshaft, „können allerlei sich mitzutheilen haben, wozu eine späte Stunde der Nacht dienlicher ist, als jede andere am hellen Tage. Wie, wenn ich Dich nun in den Stand setzte, Deinem Herzoge einen wichtigen Rath zu geben?"

„Ihr — mir einen Rath für den Herzog?" fragte Myrrha ungläubig. „Weshalb theilt Ihr ihn nicht Monseigneur selbst mit?"

„Weil ich mir einbilde, Dir eine große Freude zu bereiten, indem ich Dir zuerst ihn eröffne," sprach Gilberti langsam, mit Bedeutung, „welches ist mein Lohn, wenn ich mir Deine Zufriedenheit erworben?"

„Zuvor muß ich erst wissen, um was es sich handelt," entgegnete das kluge Mädchen, „wer weiß, ob Euer gepriesener Rath mir auch wirklich als solcher erscheint."

„Ei sieh, wie schlau der kleine Page sein kann! Das ist ja fast der Weibervorsicht zu vergleichen, die das Erhandelte nicht unbesichtigt bezahlen will. Nun, weshalb wirst Du so glühend roth, Du junger, zukünftiger Held?"

„Wenn Ihr so langer Vorreden bedürft, um zu Eurer Mittheilung zu gelangen, so spart sie doch lieber ganz," rief Myrrha ungeduldig aus. Die versteckten Anspielungen auf ihr Geschlecht schienen ihr heute absichtlicher, als sonst und erfüllten sie mit einer unbestimmten Furcht vor dem ihr längst verhassten Manne; sie suchte auf irgend eine Weise das ihr peinliche Gespräch zu enden.

„Gemach, gemach, schöner Tonio," beharrte Gilberti, „wir kommen zur Sache, dessen sei gewiß. Dir ist es wohl, wie mir, bekannt, daß der Herzog nicht im Stande ist, Mailand zu verlassen, bevor er nicht den Truppen einen Theil ihres rückständigen Soldes gezahlt?"

„War es dies, was Ihr mir mitzutheilen kamt?" fragte Myrrha spöttisch. „Jedes Kind in der Stadt weiß, daß nur die Noth den Herzog zwingt, ferner hier noch auszuharren, weil die ungelöhnten Truppen sich weigern, ihre Quartiere zu verlassen."

„Nun denn, mir ist ein Mittel bekannt, dieser Noth in etwas abzuhelfen," sagte Gilberti nachdrucksvoll.

„Euch, Signor? Habt Ihr etwa noch Schätze verborgen, die Ihr jetzt zu heben Willens seid?"

„Nicht ich, doch Einer, der um den Preis einer großen Summe sich Leben und Freiheit gern erkaufen wird, der zu Pavia gefangene Kanzler Sforza's, Girolamo Morone."

„Ich weiß, daß der Kanzler noch immer der Entscheidung seines Prozesses harrt," sagte Myrrha nachdenkend, „doch wird er denn wirklich im Stande sein, noch irgend eine namhafte Summe aufzubringen? Und ist ein solches Mittel, einem Verurtheilten die Strafe zu erlassen, möglich?"

„Im Kriege ist Alles möglich," erwiderte Gilberti; „nicht der Tod dieses Mannes, aber sein Leben kann dem Kaiser die Mittel verschaffen, seine hungernden Krieger zu bezahlen. Ich weiß, daß Morone das Geld aufbringen kann, ja, daß er mehr als das vielleicht Verlangte hinter sich hat. Nun, kleiner Tonio, ist der Rath ein schlechter, den Du dem Herzoge geben sollst?"

„Ein schlechter jedenfalls, Signor," sagte Myrrha kühl, „doch ist er ausführbar und dient vielleicht dazu, die unglückliche Stadt hier von uns zu befreien. Habt Dank für Eure Mittheilung, die ich dem Herzoge zukommen lassen werde."

„O, holder Page, denkst Du mit so kaltem

Danke mich abzufinden? Nicht doch, ich sagte Dir, daß ich für meine Mittheilung, durch die Du Dir Monseigneur zu verpflichten vermagst, einen Lohn verlangte."

„Und welchen, Signor?" fragte Myrrha beklommen. „Was könnte ich Euch geben, das Euch von Nutzen wäre?"

Der Italiener hatte sich ihr genähert; seine schwarzen, listigen Augen ruhten fest auf ihr. „Der Lohn," sagte er langsam „bist Du selbst."

Myrrha sprang von ihrem Sitze empor. „Ich, Signor?" rief sie athemlos. „Wie soll ich Euch verstehen?"

„Dein Schrecken beweist, daß Du mich nur zu wohl verstanden," lächelte er höhnisch. „Tonio, oder vielmehr bezaubernde Tonia, denn Deinen wahren Namen, Mädchen, vermochte ich leider noch nicht zu entdecken."

„Elender," stieß sie hervor, „was wagt Ihr von mir zu verlangen?"

„Zunächst einen Kuß von Deinen schönen Lippen," sagte Gilberti, „ob freiwillig, ob erzwungen, ich trotze ihn Dir dennoch ab."

„Niemals, Abscheulicher, entfernt Euch, oder ich rufe die Dienerschaft herbei."

„Die hört Dich nicht, ich opferte meine letzten Dukaten, um ihnen ein Trinkgelage zu verschaffen," spottete der Italiener, „ich habe dafür gesorgt, daß wir allein bleiben."

Myrrha warf einen wilden Blick um sich; das Gemach besaß nur zwei Thüren, von welchen die eine in des Herzogs Empfangszimmer führte, das keinen weiteren Ausgang besaß; eine Flucht dort hinein wäre nutzlos gewesen, selbst wenn es ihr geglückt, die schwere getäfelte Thür rasch genug zu öffnen, um ihrem Verfolger zu entgehen, die zweite Thür war durch die Person des Schreibers selbst gedeckt; es blieb ihr vorläufig kein anderer Schutz, als der ihrer eigenen Kraft und Gewandtheit in einem jetzt unausbleiblichen Kampfe. Gilberti bemerkte ihre wortlose Todesangst; es schien ihm nun nicht mehr nothwendig sein Vorhaben zu verbergen; rasch entschlossen ergriff er des Mädchens Arm, sie an sich zu ziehen. Doch mit der wachsenden Gefahr wuchs auch des Zigeunerkindes Muth und Energie; ihre kleine, aber kräftige Hand versetzte dem Angreifer einen so heftigen Schlag in das Gesicht, daß er erschreckt zurückfuhr, vergebens jedoch suchte Myrrha ihren Arm zu befreien, den er, trotz seiner Verwirrung, wie in einer eisernen Klammer hielt. Ein athemloses stummes Ringen entstand jetzt zwischen ihnen, das Mädchen wehrte sich mit Nägeln und Zähnen gegen den Frechen, doch sie fühlte mit Entsetzen ihre Kräfte erlahmen, ein durchdringendes Jammergeschrei entglitt ihren Lippen, fast übertönt von dem gellenden Lachen des Verfolgers, der seine Beute jetzt triumphirend festhielt.

Die Hülferufe des Mädchens waren von den

im Erdgeschosse des Palastes befindlichen Soldaten vernommen worden, auf der Treppe, die zu den Gemächern des Feldherrn führte, nahten sich eilige Schritte, doch mit den eindringenden Soldaten zugleich erschien der Herzog selbst, der soeben aus der Wohnung Leyva's zurückgekehrt, auf der Schwelle des Gemaches.

„Was giebt es? Was geht hier vor?“ rief er zürnend.

Mit einem Fluche ließ der Italiener das Mädchen los; aufschluchzend flüchtete sich Myrrha in die Arme des Herzogs, die sich schützend um sie schlossen.

„Rette mich, rette mich, mein Gebieter, vor diesem Schändlichen,“ rief sie außer sich, auf Gilberti deutend, der finster, mit zusammengepressten Lippen vor ihnen stand.

Des Herzogs Blick traf vernichtend den Elenden.

„Nichtswürdiger, vergiltst Du so das Dir bewiesene Vertrauen?“ donnerte seine Stimme. „Für diesen Schurkenstreich bist Du dem Tode verfallen; bereite Dich vor, morgen früh Deine Strafe zu empfangen.“

Des Italieners heimtückischer Trotz machte keinen Versuch, das strenge Urtheil durch die Bitte um Gnade zu entwaffnen. Ein giftiger Blick nur streifte seinen bisherigen Gebieter.

„Ich wusste nicht, daß ich in Ew. Hoheit Rechte eingriffe,“ sagte er hämisch, „vor einem so

erhabenen Herrn muß freilich ein armseliger Schreiber weichen."

Eine dunkle Blutwelle schoß über des Herzogs Angesicht; er ließ das noch immer weinende Mädchen aus seinen Armen gleiten.

„Kein Wort mehr, Elender," herrschte er ihn an. „In das Gefängniß mit ihm," wandte er sich an die Soldaten, „ich werde Mittel finden, Deine verleumderische Zunge zum Schweigen zu bringen."

Die Soldaten entfernten sich mit dem Verurtheilten; in der Thür des Vorzimmers erschienen jetzt einige der Diener des Herzogs, von ihrem Gebieter mit strengen Vorwürfen für die bewiesene Nachlässigkeit in ihren Pflichten empfangen. Die Diener zogen im Bewusstsein ihrer Schuld sich scheu zurück; ihnen war der wiederholte Befehl ertheilt, in Abwesenheit ihres Herrn zum Schutze für Myrrha zurückzubleiben; sie wussten, wie seit Raouls Tode des Herzogs Sorgfalt für das verkleidete Mädchen gestiegen.

Charles Bourbon wandte sich nach ihrer Entfernung zu Myrrha, bei welcher die Anspannung aller Körper- und Seelenkräfte in der letzten Viertelstunde jetzt einem Zustande halber Bewusstlosigkeit gewichen und die bleich, mit geschlossenen Augen auf einem Divan in der Ecke des Gemaches zusammengesunken lag.

Der Herzog kniete neben ihr nieder und betrachtete schweigend das todtenblasse, schöne Antlitz,

das in seiner Leblosigkeit einen rührend traurigen Eindruck machte. Eine seltsame Bewegung ergriff ihn bei dem Anblick des jungen Geschöpfes, das um ihn so viel gelitten und dessen Aufopferung und Treue für ihn dasselbe stets neuen Gefahren aussetzte. Sollte er sie jetzt abermals mit sich hinaus, in das wilde Kriegsleben führen, auf einen Feldzug, dessen Ausgang in jeder Weise ungewiß erschien?

Doch selbst wenn sie sich dazu verstand, sich von ihm loszusagen, wem sollte er sie anvertrauen, die außer ihm und L'Hôpital keinen Schützer in der weiten, weiten Welt besaß? Und wie kam es, daß sein Herz, das er für längst erkaltet gehalten, sich plötzlich so heftig gegen den Gedanken sträubte, dieses Mädchen von sich zu geben, sie, die letzte Blume in der Wüste seines Lebens, ja, er wagte es erst in dieser Stunde sich einzugestehen, der letzte Stern der Gnade auf seinem lichtlosen Wege?

Halb unbewusst liebkoste seine Hand die Wellen blauschwarzen Haares, die über ihren Nacken fielen.

„Myrrha, Myrrha," flüsterte er kaum verständlich, in den Lauten tiefster Zärtlichkeit.

Sie schien ihn nicht zu hören; war es Zufall, daß es schmerzlich über ihr Antlitz zuckte, in dem nämlichen Augenblicke, als er ihren Namen sprach?

„Myrrha," wiederholte er, sich über sie neigend, seine Lippen berührten ihre Stirn.

Doch dann, wie vor sich selbst erschreckend,

zuckte er zurück; nein, nein, nur jetzt nicht einer Weichheit der Empfindung nachgeben, die wie ein Hohn auf die vor ihm liegende Zukunft erschien. Er brachte ihnen Verderben, die ihn liebten, die sich ihm ergaben, des todten Freundes Schwester sollte ihm heilig bleiben, auch wenn er durch seine Kälte ihren Schmerz um ihn abermals vermehrte.

Der Herzog sprang empor, um durch das Zeichen einer Glocke einen der Diener herbeizurufen.

„Schaffe mir sofort L'Hôpital herbei," befahl er dem Eintretenden, „er ist bei dem Marchese del Guasto, der am Fieber darniederliegt. Er soll augenblicklich kommen; Tonio scheint krank zu sein."

„Meister L'Hôpital ist bereits heimgekehrt," berichtete der Diener, „er harrt des Rufes Monseigneurs."

„Ich erwarte ihn zur Stelle."

Er trat zu Myrrha zurück, die sich jetzt leise zu regen begann. Unter den Bemühungen des herbeigeeilten Arztes schlug sie die Augen auf, um im ersten Momente mit wildverstörten Blicken um sich zu schauen.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte der Herzog, sich von Neuem über sie neigend, „es war ein böser Traum, der Dich geängstigt, wir sind bei Dir."

Sie drückte die Hand, die er ihr reichte, an ihre heißen Lippen.

„Wo — wo ist der schreckliche Mensch?" fragte sie angstvoll und scheu.

„In dem Gefängnisse unter dem Palaste; er wird seiner Strafe nicht entgehen."

„Ihr wollt ihn doch nicht tödten lassen, theurer Herr?" sprach Myrrha schaudernd.

„Das allerdings ist meine Absicht," entgegnete Charles Bourbon streng, „er verdient nichts Anderes für die Nichtswürdigkeit seines Verhaltens gegen Dich."

Sie hatte sich halb emporgerichtet und wagte leise ihr Haupt an seine Schulter zu legen; er duldete schweigend die schüchterne Liebkosung.

„Ich bitte Euch um Gnade für ihn," flüsterte sie.

„Du, theures Kind?" fragte Charles Bourbon erstaunt. „Nein, nein, er ist Deines Mitleids nicht würdig, ihm geschehe, wie er es verdient."

„Père L'Hôpital, helft unsern gütigen Herrn erweichen," sagte Myrrha, sich an den Arzt wendend. Dieser zuckte die Achseln.

„Ich bin der Ansicht unseres Herzogs, daß er den Tod verdient und lassen wir ihn jetzt laufen, so wird er bald an einem andern Galgen hängen," sagte er trocken.

„Mein fürstlicher Herr," begann Myrrha abermals, „und dennoch seid Ihr ihm vielleicht zu Dank verpflichtet für einen Rath, den er mir für Euch gab, bevor er —" sie hielt erzitternd inne.

„Welchen Rath konnte Dir dieser Elende geben?" fragte der Herzog.

Sie wiederholte in kurzen Worten, was Gil-

berti ihr in Betreff Morone's mitgetheilt; Charles Bourbon blickte nachdenkend vor sich nieder.

„Zu den bereits gemachten Erpressungen eine neue," sprach er, „und abermals zwingt mich die Noth von ihr Gebrauch zu machen. Erhalte ich das Geld, so ist die Möglichkeit mir gegeben, Mailand zu verlassen, denn einen Theil des Soldes kann dann die Armee empfangen."

„So wäre es wirklich ein Dienst, den jener Mensch Euch damit geleistet?" fragte Myrrha dringend. „O, dann schenkt ihm Gnade — ich würde niemals Ruhe haben, wüßte ich, daß um meinetwillen Jemand und sei es der Schlechteste, den Tod erlitten."

„Nicht um jenes Dienstes willen, sondern weil Du darum bittest, sei ihm Gnade gewährt," sagte der Herzog weich.

Es war ein strahlender Blick, der ihm für seine Worte dankte, seine Hand griff wie unwillkürlich nach der ihren; fast war es, als wolle er das Mädchen in seine Arme ziehen, doch er bezwang sich abermals, um in ruhigem Tone zu dem Arzte zu sagen:

„Ich übergebe Dir jetzt unser Kind, L'Hôpital, und mache Dich für sie verantwortlich, alter Freund. Du lässest sie nicht eine Minute aus den Augen, wenn ich nicht in der Nähe bin, in welchem letzteren Falle ich sie selbst vor jedem ferneren Augriffe schützen werde."

Zweites Kapitel.

Der Rath Cesare Gilberti's hatte sich insofern bewährt, als der gefangene Kanzler Morone sich in der That bereit finden ließ, seine Befreiung aus dem Kerker mit 30,000 Dukaten zu erkaufen, eine Summe, welche klein erschien im Vergleich zu der großen Schuldforderung, die das Heer an den Kaiser hatte, aber dennoch groß genug war, um die Truppen durch eine Abschlagszahlung abermals zu befriedigen und sie zu bewegen, Mailand, dessen Bürger ihre letzten Hülfsmittel erschöpft, zu verlassen.

Der befreite Kanzler Francesco Sforza's bot jetzt seine Dienste dem Herzoge von Bourbon an, der, die ungewöhnliche Begabung dieses Mannes schnell erkennend, ihn zum Generalkommissair des kaiserlichen Heeres machte. In dieser Eigenschaft sollte Morone von nun an oft Gelegenheit haben sich zu bewähren, denn es galt durch ein halb ausgeplündertes Land die Armee Karls V. bis zu ihrer Vereinigung mit Frundsberg, zu führen, der, in

starken Märschen von Tyrol kommend, sich bereits im Gebiete von Mantua befand.

Nie hatte irgend einer seiner früheren Waffengänge dem deutschen Landsknechtsobersten so viel Beschwerde verursacht, als dieser, sein letzter Zug nach Italien. Noch wusste er nicht, welches dieses Unternehmens Endziel sein sollte, als er mit seinen Schaaren von Franken, Schwaben, Bayern und Tyrolern über unwegsame Gebirge, durch reißende Wasser, von hunderten von Gefahren bedroht, gegen Mailand zu ziehen strebte, wo er mit Charles Bourbon zusammentreffen wollte.

Allein der Herzog zog ihnen bereits entgegen; mitten im Winter, am 30. Januar d. J. 1527, hatte er mit seinen Truppen Mailand verlassen, um ohne eigentlichen festen Plan, die Armee weiter in das Land zu führen. Wohin? Er wusste es kaum.

Frundsberg hatte indessen seine Schaaren, die ohne Geschütz, ohne Proviant, ohne Geld sich in einer ähnlichen Verfassung befanden, wie das mailändische Heer, bis in das Gebiet des Mincio geführt, wo sich ihnen in der Nähe von Borgoforte Giovanni di Medici entgegenwarf, ihren Weitermarsch zu hindern. Durch die Unterstützung des Herzogs von Ferrara, den der Papst nicht in die Liga aufgenommen, hatte Frundsberg zwölf Stück Feldschlangen erhalten, die ihre mörderische Wirkung auf die Angreifer nicht verfehlten.

Ein Schuß derselben verwundete tödtlich den

Führer der Bundestruppen, den tapferen Medici; er raubte Italien den besten Kämpfer und seine letzte Hoffnung, er befreite jedoch auch das Heer Frundsbergs von dem gefährlichsten seiner Gegner und gab dem Obersten Gelegenheit, sich Anfang Februar bei Pontemuro mit dem Herzoge von Bourbon zu vereinigen. Nach zwei Jahren wechselreicher Ereignisse, sahen sich die früheren Verbündeten wieder, noch einmal zu dem nämlichen Unternehmen vereint. Gemeinsam besichtigten sie ihre Truppen und theilten sich ihre beiderseitigen Pläne mit. Es war eine seltsame Armee, die jetzt zur Musterung aufgestellt sich ihren Blicken zeigte und ein Anderer, als Charles Bourbon, wäre vielleicht an der Möglichkeit verzweifelt, mit solchen Truppen zu siegen. In buntem Gemisch sah man hier Spanier, Italiener, Deutsche und eine Anzahl französischer Ueberläufer, fast alle Länder und ebenso auch alle Religionsbekenntnisse vertreten, die Nationalfehler jeder einzigen Schaar stets die der andern noch überbietend, Alle jedoch, ohne Ausnahme, durch die lange Gewohnheit des Krieges im höchsten Grade verwildert und zu Allem bereit, was ihren Raubbegierden zum Ziele helfen konnte.

Die Spanier waren grausam und gewaltthätig, schnell zu Meutereien geneigt, wenn ihre Obersten nicht ihren Wünschen entsprechen wollten; die Italiener hinterlistig und falsch, abgesagte Feinde jeder Anstrengung und stets bereit, zu ihren bedrängten

Landsleuten überzugehen; die Deutschen von ungebändigter Roheit, dabei von wildem Hasse gegen den in Italien herrschenden Katholicismus erfüllt, und als Lutheraner sich verpflichtet fühlend, ihren verfolgten Doktor Martin an Ort und Stelle zu rächen. Sie hatten überdies mit Ausnahme ihres Werbethalers noch keinen Heller Geld erhalten und waren von der Ueberzeugung durchdrungen, durch die schonungsloseste Plünderung des Kirchenstaates sich bezahlt machen zu müssen.

Und über all diese widerstreitenden nnd leidenschaftlich erregten Gemüther herrschte mit unumschränkter Gewalt nur ein Geist, dem sie sich willig beugten: der ihres obersten Führers, des Herzogs von Bourbon. Es war seltsam zu gewahren, wie diese zusammengewürfelten, verwilderten Kriegsvölker sich in dem einen Gefühl rückhaltsloser Bewunderung und Anhänglichkeit für ihren Feldherrn begegneten, wie sie, die bei der ersten Unzufriedenheit sofort bereit waren, ihrem obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, zu entlaufen, doch im vollsten Vertrauen einem Manne folgten, dessen Pläne für diesen Feldzug ihnen nicht einmal klar waren. Er hatte, um sie endlich zum Abzuge von Mailand zu bewegen, ihnen versprochen, sie an einen Ort zu führen, der ihnen Reichthümer aller Art verschaffen würde und doch wusste er noch nicht, welches dieser Ort sein könnte. Daß er selbst an seinem Geschicke verzweifelt, ahnten sie eben so wenig, als daß er

ohne festen Plan sie in das Land zu führen gezwungen sei.

Er verschloß wie stets, seinen Kummer in sich und schien nur der Sorge für die ihm anvertrauten Truppen zu leben. Alle Beschwerden des Marsches theilte er anscheinend heiteren Muthes mit ihnen, gleich Cortez und Pizarro ging er häufig zu Fuß vor seinen Soldaten her; ihrem Mangel abzuhelfen war stets sein Bemühen, bevor er an sich selbst dachte. Für jeden der Seinen hatte er ein freundliches Wort, für jede Klage ein offenes Ohr und zwang ihn die Nothwendigkeit ein Strafgericht über die Soldaten ergehen zu lassen, so waren sie doch davon überzeugt, daß er niemals ungerecht mit ihnen verfahren würde.

Als er daher am ersten Tage seiner Vereinigung mit Georg von Frundsberg an der Seite des Letzteren durch die Reihen des Lagers schritt, begrüßte ihn von allen Seiten der nicht enden wollende Jubelruf seiner Truppen, in welchen endlich selbst die deutschen Landsknechte einstimmten, die zum ersten Male heute den berühmten Feldherrn von Angesicht zu Angesicht sahen, unter welchem sie des Sieges gewiß zu sein glaubten.

Ueber die ernsten Züge des Herzogs flog ein Lächeln bei dem Enthusiasmus des versammelten Heeres; die Bewunderung dieser Schaaren wilder Krieger, die von seinem Worte, einem Winke seines Auges abhingen, war wohl geeignet, ihm zum

Theil wenigstens das Herbe seines Schicksals zu vergüten.

„Wie fangt Ihr es nur an, Herzog, Euch diese vielen verschiedenen Elemente so willfährig und geneigt zu machen?" fragte Georg Frundsberg. „Für meine Deutschen vermag ich allezeit gut zu sagen; sehe ich aber die welschgekniffenen Gesichter Derer dort drüben an, so meine ich sie jedes Verrathes und jeder Schandthat fähig."

„Das Geheimniß ist nicht groß, Baron," entgegnete der Herzog gelassen, „einen Verrath habe ich von meinen Truppen nicht zu fürchten, sie wissen nur zu gut, daß ich gleich ihnen nichts bin, als ein Abenteurer, dessen Geschick unlöslich mit dem ihren verbunden ist. Wir bedürfen einander gegenseitig, ich des Heeres, sie des Führers, — daher wissen wir ganz gut, daß Einer den Andern nicht verlassen wird."

„Pah, Ihr nennt Euch einen Abenteurer," sagte der Oberst, seine hünenhafte Gestalt, die durch zu große Corpulenz ihr Ebenmaß verloren, höher emporrichtend, „dann sind wir Alle nicht viel Besseres, denn Abenteuer zu suchen zogen wir Alle in dieses gesegnete Land. Laßt uns nur erst bis Rom gelangen, da wird uns hoffentlich Entschädigung zu Theil für Alles, was wir hier entbehren müssen."

„Glaubt Ihr, daß wir Rom erreichen werden, wenn wir fortgesetzt mit dieser Ungunst der Witte-

rung, mit den Angriffen der Bundesarmee kämpfend, uns zwischen ihren stark befestigten Städten die Wege bahnen müssen?"

„Daran zweifelt Ihr doch nicht, Herzog von Bourbon? Nach Anderem steht mein Sinn nicht, als im Vatican dem Antichrist selbst zu Leibe zu gehen. Der Papst hat seinen Vertrag mit dem Kaiser gebrochen, — komm' ich nach Rom, will ich ihn dafür henken."

„Es ist möglich, daß wir vorher noch Florenz zu erobern suchen müssen, doch fürchte ich, daß diese Stadt zu stark für uns verschanzt sein wird; wir führen beinahe keine Artillerie mit uns."

Frundsberg wiegte bedächtig den grauen, borstigen Kopf. „Ihr habt Recht, das ist ein böser Mangel, aber, wenn wir nur erst vor den Mauern einer zu erobernden Stadt sind, so werden wir sehen, was eine Armee von tapferen Kriegern, wie die unsere, vermag. Da, seht Euch meine Deutschen an, tüchtiges Volk, nicht wahr, von meinen Bergen in der Heimat herabgeholt, mit ihnen läßt sich schon etwas wagen."

Sie waren zu dem Theil des Lagers gekommen, den die fünfunddreißig Fähnlein Frundsbergs inne hatten, deren buntscheckiger Anblick dem Herzoge bereits von Pavia her wohlbekannt war.

Die Landsknechte datirten ihre Entstehung aus der letzten Zeit früheren Ritterthums; Kaiser

Maximilian hatte diese wehrhaften Schaaren in das Leben gerufen und sie gaben einen Hauptbestandtheil der deutschen Heereskraft ab. Ursprünglich aus Kriegerhaufen gebildet, welche der offenen Werbung auf Landstraßen und Marktplätzen gefolgt, zählten sie auch Mitglieder altadliger Geschlechter zu den Ihren. Thatendrang und Beutelust führten selbst die Söhne besserer Familien in ihre Reihen. Ihre Kleidung war ebenso wechselnd, als ihre Waffen verschiedenartig; farbige Wämmser mit hochgebauschten Aermeln sah man hier neben dem Eisenpanzer oder dem schlichten Lederkoller; obgleich ihre Hauptwaffe der lange Spieß war, fochten Abtheilungen von ihnen doch noch mit Morgensternen, Streithammern und Hellebarden, als Schußwaffe diente ihnen ein ziemlich ungelenkes Handrohr.

Auf dem Zuge nach Rom wurden sie außer von Georg Frundsberg von einer Anzahl adliger Hauptleute befehligt, wie: Graf Christoph von Eberstein, Graf zu Lodron, Graf von Cleven, Albrecht von Freyberg, Sebastian Schaertlin und dem jüngeren Sohne des Obersten Frundsberg, welchen, um die Ordnung besser aufrecht zu erhalten, erfahrene Beamte zur Seite standen, vom Quartiermeister an bis zum Henker herab.

Die vereinigten Truppen bildeten eine Heeresmacht von nahe an 30,000 Mann und wer diese abgehärteten und kampfbereiten Kriegerschaaren vor sich erblickte, konnte wohl zu der Ueberzeugung ge-

langen, daß mit solch einem Heere verwegener Abenteurer die halbe Welt zu erobern kein aussichtloses Beginnen sei.

Befriedigt von der Musterung kehrten daher der Herzog und Frundsberg in das Zelt des Ersteren zurück, wo ein einfaches Mahl ihrer wartete, an welchem auch die übrigen Führer Theil nahmen. Einer der Jüngsten derselben hatte sich erst kürzlich dem Heere angeschlossen; es war dies der Prinz Philibert von Oranien, der Letzte seines Hauses, dessen Besitzungen nach seinem Tode an die Linie Nassau-Oranien fielen, welcher Wilhelm I., Statthalter der Niederlande, entstammte.

Der junge Prinz, den eine von Franz I. erlittene Kränkung*) in die Dienste des Kaisers geführt, gleich dem Herzog von Bourbon, hatte sich durch seine Tapferkeit bereits in früheren Kämpfen rühmlich ausgezeichnet. In die französische Gefangenschaft gerathen, hatte er mehrere Jahre in dem festen Schlosse Lusignan in Poitou zugebracht und war erst nach dem Frieden von Madrid aus seiner Haft befreit worden.

---

*) Diese Kränkung war allerdings ziemlich geringfügiger Art gewesen. Der König hatte Oranien zur Taufe seines Sohnes eingeladen, als jedoch der Prinz mit seinem Gefolge in Paris anlangte, hatte Franz I. die für ihn bestimmten Zimmer im Louvre bereits einem anderen Gaste gegeben und empfing ihn außerdem mit solcher Kälte, daß der Prinz in seinem Selbstgefühl verletzt, sofort wieder abreiste.

Die zweite Bedingung des Vertrages, ihm seine inzwischen eingezogenen Güter wieder zu erstatten, erfüllte Franz I. ihm gegenüber ebenso wenig, wie dem Herzoge von Bourbon und so blieb dem in seinem Hasse gegen den König von Frankreich bestärkten Prinzen nichts weiter übrig, als von Neuem in kaiserliche Dienste zu treten. Obgleich er nur wenige Söldner und gar kein Geld mitbrachte, wurde er dennoch von den Führern mit Auszeichnung aufgenommen und der Herzog beabsichtigte ihn für später zum stellvertretenden General über die italienischen und spanischen Truppen zu machen.

Das Mahl war bald vorüber; bei der Verwüstung der Länderstrecken rings umher konnte es nicht allzu reichlich ausfallen; die Hauptleute und übrigen Führer verließen das Zelt, in welchem nur noch Frundsberg, Oranien und der Herzog zurückblieben.

„Sagt, habt Ihr denn noch immer den hübschen Jungen bei Euch," wandte sich der Oberst an Charles Bourbon, „der uns damals aus Pavia den Brief Leyva's brachte? Mir verriethen arge Spötter, daß es eigentlich ein verkleidetes Mädchen sei, doch will ich solchen Märchen keinen Glauben schenken."

„Es war kein Märchen, Baron," entgegnete der Herzog ruhig, „Myrrha ist die Schwester meines verstorbenen Freundes, Raouls St. Orme, die ich

zu beschützen ihm gelobte und die mich daher auf allen meinen Zügen begleitet."

„So, so, — ein tapferes Kind, wenn sie sich selbst zu diesem Zuge verstanden," sagte Frundsberg. „Kann man sie nicht einmal sehen, die Kleine, oder haltet Ihr sie unter festem Verschluß, damit Keiner unserer jungen Krieger ihr den niedlichen Kopf verdreht?"

„Sie vor der Begegnung mit den Soldaten zu bewahren, wäre bei unsern Märschen fast unmöglich," sagte Charles Bourbon; „in meinem Lager kennt sie Jeder und Keiner wagt, sie zu beleidigen, ihr irgend etwas anzuhaben, denn meine Truppen wissen, daß der Tod ohne Gnade sie dafür treffen würde. Wollt Ihr sie sehen, so will ich einen Boten in L'Hôpitals Zelt senden; er soll sie herbringen."

Er gab einem seiner Diener einen raschen Befehl, wenige Minuten später trat Myrrha in das Zelt ihres Gebieters.

„Hier unser tapferer Oberst wünscht Deine Bekanntschaft zu erneuern, mein Kind," redete der Herzog sie freundlich an, als sie vor dem nichts weniger als einnehmendem Aussehen Frundsbergs etwas betroffen zurückwich, dessen gewaltige Hand sich ihr zum Gruße entgegenstreckte.

„Nun, schlag' nur immer ein, Du hübsches Kind," sagte der Oberst mit rauher Gutmüthigkeit in seinem mangelhaften Französisch, „sind wir nicht

alte Freunde von Pavia her? Ja, ja, die Jugend vergisst uns gar zu leicht, wenn wir alt und garstig sind, solch schönes Schätzlein aber, wie Du bist, vergisst sich nicht. Was meinst Du, Kleine? Dem Tapfersten meiner Hauptleute wollen wir Dich zur Frau geben, wenn wir erst Rom erobert und in dem schönsten Palaste der Welt sollt Ihr Eure Wohnung aufschlagen."

Myrrha lächelte ein wenig. „Woher wisst Ihr denn schon, Herr, daß ich einen Eurer Hauptleute zum Ehegatten haben will?" fragte sie. „Und Euren Palast will ich auch nicht bewohnen, wenn ich ihn mit Einem theilen soll, den ich nicht mag."

„Ei, sieh da," lachte Frundsberg dröhnend auf, „Du kleine Hexe, weißt Dich ja gleich tapfer zu wehren. Wäre ich nicht schon zu alt, ich gäbe Dir einen Kuß, so wohl gefällst Du mir."

Doch Myrrha von der Möglichkeit erschreckt, die Versicherung seines Alters möge vielleicht seinem Wunsche keinen Eintrag thun, hatte hastig ihre Hand befreit und war hinter den Sessel ihres Gebieters geflüchtet.

„Quält mir das Kind nicht, Baron," sagte der Herzog ernst. „Ihr selbst gabt ihr das Zeugniß, daß sie ein tapferes Mädchen sei, diesen gefahrvollen Zug mit uns zu theilen. So dürfen wir ihr denselben nicht durch Dinge erschweren, die, wie ich weiß, ihr von jeher lästig waren. Ich bitte Euch, auch Eure jüngeren Edelleute und Capitaine dahin

zu verständigen, daß Keiner ihr anders, als mit Achtung und Ehrerbietung naht."

„Nun, nun, Herzog, nicht gleich so empfindlich," erwiderte Frundsberg gutmüthig, „ein alter Knabe, wie ich, darf wohl einmal seinen Spaß mit einem hübschen Mädchen haben. Doch Euren Wunsch, was meine jungen Hauptleute anbetrifft, finde ich nicht ungerechtfertigt, — hier, wo man im Lager nicht zu viel Schönes zu sehen bekommt."

„Desto Schöneres werden wir in Rom zu sehen haben," meinte der Prinz von Oranien lächelnd, „so reizend wie eine echte Römerin sind Eure deutschen Frauen nicht, Oberst."

Georg Frundsberg strich sich wohlgefällig seinen langen Schnurrbart, der, weit abstehend, seinem Antlitz etwas ungemein Wildes verlieh. „Was wisst Ihr von den deutschen Frauen, junger Prinz?" sagte er. „Viel Holde und Liebliche sah ich auf meinen Kriegszügen in fernen Landen, doch Keine derselben hätte ich als meine Hausfrau mir auf mein heimatlich Schloß führen mögen. Einst werdet Ihr vielleicht denken lernen, wie ich; den Ruhm mag sich der Krieger an fremder Stätte suchen, sein Weib wählt er am besten aus dem eigenen Vaterlande."

Des Prinzen Stirn umwölkte sich. „Das mögt Ihr sprechen, der Ihr noch ein Vaterland kennt und liebt. Ich bin gezwungen, mir meine

Heimat anderwärts zu suchen, da ich die alte verloren."

„Haben wir erst die Liguisten alle besiegt, so werdet Ihr das Verlorene Euch neu erobern," meinte Frundsberg zuversichtlich.

„An Hoffnungen, Baron," sprach Charles Bourbon, „beschämt Ihr uns doch Alle. Glaubte man Euren Worten, so wären wir jetzt schon Herren des Vaticans."

„Schlimm ist es um ein Heer bestellt, wenn der Feldherr selbst die Hoffnung verloren," sagte der eiserne Führer unerschüttert. „Was wollt Ihr. Herzog? Dünkt Euch eine Armee, wie die hier versammelte, nicht stark genug, um Alles mit ihr zu wagen?"

„Sie ist bereit, Alles zu wagen, wenn man ihren Forderungen nachgiebt, und diese sind auf die Plünderung von Florenz oder Rom gerichtet."

„Nun und was weiter? Eine eroberte Stadt muß sich ein wenig Plünderung jederzeit gefallen lassen."

„Wir haben noch keine erobert," entgegnete der Herzog bedeutungsvoll.

„Hört, General, Ihr seid nun einmal heute wieder in Eurer häufigen schwarzen Stimmung, wie damals schon, als Ihr zu Mindelheim zum ersten Male mein Gast waret. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir mit Ruhm und Glanz in Rom einziehen werden. Grund haben wir genug, den

Papst zu strafen für all seine Treulosigkeit gegen unsern gnädigen Kaiser. Hat Clemens nicht erst kürzlich wieder einen Artikel seines Vertrages gebrochen? Er hatte den Colonnas völlige Verzeihung zugesichert und Ihr sagtet mir selbst, daß er ihre Güter zerstört, daß er ihre Angehörigen verfolgt, sie sämmtlich in den Bann gethan."

„Sein Bruch des Vertrages ist auch der einzige Vorwand, den wir nehmen können, Rom zu belagern," sprach der Herzog von Bourbon, „täuschen wir uns doch nicht, mein Oberst, — unternehmen wir nichts, so geht unser Heer auseinander, die Noth zwingt uns, ihnen ein möglichst blendendes Ziel ihrer Wünsche zu geben."

„Ihr sprecht das aus, als hegtet Ihr Bedauern, das Reich des Antichrists zerstören zu helfen," sagte Frundsberg.

„Ihr wißt, ich bin Katholik," erwiderte der Herzog ausweichend.

„Und möchtet deshalb Rom verschonen, wie mir scheint."

„Ich war vor Jahren einst von Mailand aus in Rom," sprach Charles Bourbon gedankenvoll, „mir steht das Bild seiner Herrlichkeit lebendig noch vor der Seele."

„Nun, um so besser, wenn es so herrlich ist," schaltete Frundsberg trocken ein.

„Und diese schimmernde Pracht, die Schätze ewig dauernder Kunst dem Verderben preiszu-

geben — welch ein Vorsatz," fuhr der Herzog fort, ohne auf des Andern Einwurf zu achten.

„Mein Prinz," sagte Philibert von Oranien, „aus Euch spricht Euer für unser rauhes Handwerk zu gütiges Herz. Ihr werdet anders denken, seht Ihr Euch an der Spitze Eurer tapferen Schaaren die Bresche ersteigen, welche Euch in die eroberte Stadt führt."

„Mir ist's, als würde ich nie hinein gelangen," sprach Charles Bourbon mit seltsamem Lächeln.

„Pah, Herzog, Ihr werdet gar zu gefühlvoll," rief Frundsberg sich von seinem Sitze erhebend, „da ist es Zeit, Euch zu verlassen. Kommt mit mir, junger Prinz," wandte er sich an Oranien, „Ihr gefallt mir, ich will den Hauptleuten Euch bekannt machen, die Ihr noch nicht gesehen; da werdet Ihr manchen Tapferen finden, mit dem Ihr Freundschaft schließen mögt. — Lebt wohl, Herzog, und wenn ich wiederkomme, zeigt mir mehr fröhlichen Muth, als heute."

Er verließ mit Oranien das Zelt; der Herzog blieb allein mit Myrrha zurück, die ihren Platz hinter seinem Sessel nicht verlassen.

„Hat er nicht Recht, der tapfere alte Degen, mich zu schelten?" wandte er sich mit trübem Lächeln an das Mädchen. „Mir ist's, als schwände mit jedem Tage mehr Hoffnung und Zuversicht von mir."

Myrrha kniete neben ihm nieder und legte ihre Wange auf seine Hand. „Seid nicht so traurig,

theurer Herr," sagte sie. „Ein Recht Euch zu schelten, gestehe ich auch dem rauhen Deutschen nicht zu, aber vielleicht kam seine Mahnung dennoch zu gelegener Zeit. Was sollte aus den Euren werden, wenn nicht Euer Muth sie aufrecht erhielte?"

„Wenn ich durch meine erzwungene Zuversicht nicht beständig mich bestrebte, sie zu täuschen, willst Du sagen. Fürchte nichts, mein Kind, die Maske, die ich trage, reicht für eine kurze Zeit noch aus und dann —" er vollendete nicht.

„Und dann?" fragte Myrrha weich.

„Dann werde ich am Ziele meiner Laufbahn sein," sprach der Herzog ruhig-ernst.

„Doch nicht an einem solchen, wie Ihr es jetzt in Gedanken habt; o nein, mein theurer Herr, nicht dieses dürft Ihr von Eurer nächsten Zukunft glauben."

„So lange ich denken kann, Myrrha," erwiderte er, „übten Ahnungen des Kommenden auf mein Leben stets einen entscheidenden Einfluß und niemals hat ihr düsteres Warnen mich getäuscht. So ging es einst im Lager von Ardres vor mir her, als ich gezwungen war, die Frau wiederzusehen, welche der Fluch meines Lebens wurde, so vor Pavia, als ich Raoul verlieren sollte, jetzt — jetzt wird es mich selbst treffen; ich weiß gewiß, daß dies mein letzter Zug sein wird."

Myrrha blickte mit großen angstvollen Augen zu ihm empor; sollte es wahr sein, was er mit so-

viel Gewissheit aussprach? Nein, nein, es durfte nicht sein, das Schicksal, welches grausam abermals ein Opfer verlangte, sollte ihn nicht treffen.

„Lasst mich, lasst mich, Ihr dunklen Mächte, für ihn das Opfer sein," rief es in Todesbangigkeit in ihrem Herzen.

„Erinnerst Du Dich des Schwures, den ich im verflossenen Winter den unglücklichen Mailändern leistete?" fuhr der Herzog fort. „Ich rief das Verderben auf mein Haupt, wenn ich gezwungen wäre, sie um ihre Hoffnungen zu betrügen."

„Ihr konntet Euer Wort ihnen nicht halten," sprach Myrrha tröstend, „der Kaiser sandte Euch weder Geld noch die geringste Unterstützung für die jedem Mangel preisgegebenen Truppen."

„Die räthselhafte Gewalt, an welche wir in solchen Augenblicken der Verzweiflung uns wenden, pflegt auf derartige Einwürfe nicht zu achten, Myrrha; sie ereilt uns strafend dennoch, wenn wir sie heraufbeschworen, fragelos, wie groß unsere Schuld war, oder wie geringe. Doch wenn diese Strafe in Gestalt des Todes mir nahte, ich wäre wohl zufrieden damit, Kind."

Wieder schwieg Myrrha, während ihre Blicke unverwandt an seinen verdüsterten Zügen hingen. O, weshalb durfte sie nicht ihre Arme um dieses angebetete Haupt schlingen, warum durfte sie ihm nicht zuflüstern: „Lebe, lebe für mich, wenn alles Andere sich Dir als Trug erwiesen; sieh, meine Liebe

durfte allein die Probe für Dich bestehen; sie hat durch ihre Wahrheit ein heilig Recht auf Dich erworben."

Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust; als Charles Bourbon sein Angesicht jetzt wieder zu ihr wandte, sah er ihre Augen mit Thränen gefüllt.

„Weinst Du um mich, Du treues Geschöpf?" fragte er. „Traure nicht, dem mit dem Leben längst Zerfallenen ist wohl endlich eine tiefe Ruhe zu gönnen. Zuweilen und besonders in den letzten Monaten ergreift mich wohl ein Verlangen nach einer kurzen Zeit friedlicher Ruhe auf dieser Erde noch, doch wo in der weiten Welt sollte ich sie finden? Ich bin arm, wie der Geringste meiner Söldlinge und gezwungen ein Knecht des Kaisers zu bleiben, dem ich mich um den Preis meiner Ehre verkaufte."

„So werden wir Frankreich niemals wiedersehen," sagte Myrrha träumerisch.

„Frankreich," wiederholte der Herzog, „die Jahre, seit ich mein Vaterland verließ, haben sich mir zu Ewigkeiten ausgedehnt. Mein Racheverlangen galt damals dem Einen, es wandelte sich zur Geißel für das Land, das mich geboren und das mich ausgestoßen, als sich meine Waffe gegen dasselbe kehren musste. Jetzt ist der Weg dorthin zurück mir abgeschnitten, das Vaterland kennt seinen unwürdigen Sohn nicht mehr."

Er versank in Schweigen und auch Myrrha

wagte nichts mehr zu erwidern; durch die Stille, die im Zelte herrschte, klang der Gesang der lagernden Krieger; sie übten ein Lied, das sie zum Ruhme ihres bewunderten Feldherrn Bourbon selbst verfasst und mit welchem sie bei seinem nächsten Erscheinen ihn zu begrüßen gedachten.

Der Herzog fuhr empor; der Gesang der Soldaten mahnte ihn an die Verpflichtungen, welche er für sie übernommen; es mussten Befehle für den Weitermarsch ertheilt, es musste für den Unterhalt dieser von allem Nothwendigen entblößten Truppen gesorgt werden, die alle Beschwerden dieses furchtbaren Marsches durch Winterkälte und strömenden Regen bisher ohne Murren ertragen, im festen Vertrauen auf ihn allein.

Der Zug düsterer Verzweiflung schwand aus seinen Mienen, er richtete sich von neuer Kraft beseelt empor, jetzt war er nicht mehr der mit dem Geschick Zerfallene, dem nur der Tod noch Frieden und Erlösung verhieß, er war wieder der eiserne Feldherr, der keine andere Sorge kannte, als die für jene darbenden Schaaren, welche seine Familie, seine Angehörigen bildeten.

„Geh zurück zu L'Hôpital, Myrrha," sagte er, „ich werde sogleich del Guasto, Gonzaga und die Andern hierher bescheiden lassen, über unsern Weitermarsch nach Bologna zu berathen. Lebewohl."

Er hatte ihre Hände erfasst und zog sie sanft

an sich; seine Lippen streiften ihr Haar. „Geh, theures Kind.“

Myrrha verließ schweigend das Zelt; des Herzogs Blicke hefteten sich auf den Vorhang, der sich hinter ihr geschlossen, seine Rechte presste sich krampfhaft auf sein Herz.

„Thorheit, Thorheit,“ murmelte er, „sollen sie dennoch den Sieg über mich erringen, diese Kinderaugen, gegen deren Zauber ich mich in wahnwitziger Verblendung so lange sträubte? Jetzt schon meine ich sie nimmermehr missen zu können, diese zärtlichen Augen, die mit ihrem Liebesglanze selbst die Nacht des tiefsten Kummers zu durchdringen vermögen. Doch nein, es darf nicht sein, ich darf an mich nicht denken, für mich trägt diese Erde keine Blüthen mehr.“

Und ruhig und gefasst ertheilte er wenige Minuten später den bei ihm versammelten Führern die nothwendigen Weisungen, wie die Armee am zweckmäßigsten ihren Marsch nach Bologna bewerkstelligen könne.

Es gehörte allerdings das Feldherrngenie eines Charles Bourbon dazu, um ein Heer von 30,000 Mann durch das vom Regen überschwemmte, von andern Truppenzügen halb verwüstete Land zu führen, die stark befestigten Plätze zu vermeiden, der Angriffe der Bundesarmee, die es jedoch zu keiner ernsten Waffenthat kommen ließ, beständig

gewärtig zu sein. Die kaiserlichen Truppen litten Noth an Allem, dessen sie bei der Ungunst der Witterung, bei der Länge des Marsches bedurft hätten; nirgends war man geneigt, ihnen gutwillig Unterhalt für sich oder ihre Pferde zu geben, die Landleute suchten sorgfältig ihr Hab und Gut vor den wilden Kriegern zu verbergen, die der Schrecken des gesammten Italiens zu werden drohten, sie ließen sich nur mit Gewalt das für die Armee Nothwendige entreißen und erlitten somit die härtesten Bedrückungen.

Erst in den dem Herzoge Alfonso von Ferrara gehörigen Ländereien wurden die Forderungen der Truppen anstandslos bewilligt, doch ihr Verweilen dort konnte ebenfalls nur von kurzer Dauer sein, denn es galt Rom zu gewinnen, bevor die inzwischen von dem Papste eingeleiteten Verhandlungen die Armee zum Rückmarsche zwangen, für die Führer dieser verwilderten Schaaren Angesichts des Mangels ringsumher eine völlige Unmöglichkeit.

In Rom hatte man mit nicht geringem Schrecken von dem Nahen dieser furchtbaren Kriegerbanden gehört, deren Gewaltthaten, durch das Gerücht vielleicht noch um das Dreifache verstärkt, den Römern wie eine Wiederkehr der gallischen oder gothischen Bedrückungen erschienen. Doch die haltlose Politik, welche Clemens VII. während seiner ganzen Regierung befolgt, ließ ihn auch jetzt unausgesetzt zu halben Maßregeln greifen. Vielleicht glaubte er

selbst noch nicht an den Ernst der Lage, als er mit dem Vicekönig Charles Lannoy in Unterhandlung wegen eines mit dem Kaiser abzuschließenden Waffenstillstandes trat. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, die vorgelegten Bedingungen zu erfüllen, hätte nicht gleichzeitig eine Botschaft Frankreichs ihn aufgefordert den Krieg fortzusetzen.

Doch weder der Herzog von Urbino, noch der ganz unkriegerische Marquis von Saluzzo hatten bisher das Vordringen der Bourbonischen Truppen aufzuhalten vermocht, Giovanni di Medici lebte nicht mehr, um Italien zu schützen; das nahende Verderben abzuwehren entschied sich der Papst, einen Vertrag zu schließen, der Lannoy ermächtigen sollte, den Herzog von Bourbon zur Umkehr zu zwingen. Der Vicekönig hielt es nicht für nothwendig, in eigener Person mit dem Herzoge zu verhandeln, dem er seit der Gefangennahme des Königs bei Pavia überdies verhasst war, er sandte an ihn den Neapolitaner Cesare Fieramosca, ihm den Befehl des Kaisers und die Summe von 60,000 Dukaten zu überbringen, welche der Papst als Preis des Zurückziehens der Armee bewilligt.

Die kaiserlichen Truppen waren unter unsäglichen Beschwerden bis Bologna vorgedrungen, welche letztere Stadt Saluzzo im Verein mit Guicciardini vertheidigte. Auch hier verweigerte man der Armee den verlangten Proviant, sowie den freien Durchzug; in regnerischer Märznacht schlugen die kaiser-

lichen Schaaren auf dem offenen Felde ihr Lager unweit Bologna's auf. Der Muth der hungernden, frierenden Krieger war gesunken; es ging wie unheimliche Spannung durch das ganze Heer, dunkle Gerüchte waren zu den Soldaten gedrungen, daß man in Rom um den Frieden unterhandle, daß man sie, die seit Monaten keinen Sold erhalten, nun auch noch um den wohlverdienten Lohn zu bringen beabsichtige, der ihrer in der Plünderung von Florenz oder Rom harrte. Und die Märsche, welche anfangs auffallend schnell zurückgelegt worden, begannen jetzt langsamer zu werden, sollte es sich bestätigen, was sie bereits heimlich fürchteten, sollte ihr Führer sich zur Umkehr zwingen lassen? Zum ersten Male begann ihr Vertrauen in ihren geliebten Feldherrn wankend zu werden; verrieth auch er sie, dann — ja, dann sollte er von ihrer eigenen Hand den Tod empfangen.

Dem Herzoge konnte diese Stimmung nicht verborgen bleiben; er unternahm am Abend des zwölften März mit dem Marchese del Guasto noch einen Gang durch das Lager der Spanier, doch finstere Mienen begrüßten ihn heute, statt der gewohnten Jubelrufe, das schon mehrmals gehörte Murren um den seit so langer Zeit rückständigen Sold wurde laut und lauter. In dem Lager der Italiener und Deutschen ging es nicht anders her; auch Frundsberg und seine Hauptleute empfanden nur zu deutlich das Nahen irgend einer unheilvollen Katastrophe, herbeigeführt

durch die von allem Mangel bedrohten und sich verrathen glaubenden Truppen.

Der Oberst war selbst noch einmal zu dem Herzoge geeilt, den er jedoch in seinem Zelte nicht anwesend traf; nur Myrrha und L'Hôpital warteten dort auf die Heimkehr ihres Gebieters.

„Mägdlein," sagte der alte Haudegen, mit seiner riesigen Hand den Kopf Myrrha's liebkosend, „Dich sehe ich heute zum ersten Male ungern hier im Lager. Ich habe daheim auf meinem Schlosse in Schwaben eine Tochter, die Dir gleich an Alter und Geberde, wiewohl sie blondhaarig und von blauem Auge, wie Du dunkelfarben bist. An sie gedenke ich jezuweilen, wenn ich Dein junges Antlitz sehe und darum habe ich Dich lieb, ob Du mich auch nicht leiden magst."

Myrrha lächelte zu dem Sprechenden empor; sie waren schon seit lange die besten Freunde geworden; des Landsknechtsführers rauhe Art schreckte das Mädchen nicht mehr, sie wusste, daß unter der stachlichen Außenseite ein wohlwollendes und treues Herz für sie sich berge.

„Ich habe Euch auch lieb," sagte sie aufrichtig, „und Ihr wisst es wohl, wenn Ihr mich auch gerne necken mögt. Doch warum wollt Ihr mich heute fern vom Lager wissen, wenn Euch mein Anblick doch Freude macht?"

„Weil böse Dinge hier im Anzuge sind," entgegnete Frundsberg „die Truppen sind mit uns

nicht mehr zufrieden, da wir zu arm, ihnen den verlangten Sold zu geben. Nicht unmöglich scheint es mir, daß sie sich in den nächsten Tagen gegen uns empören."

„Und deshalb habt Ihr Sorge um mich? O nicht doch, was könnte mir geschehen, so lange mein gnädiger Herr mich schützt?"

„Mein Mägdlein, ungewiß ist jeder Kampf, am ungewissesten aber ist allezeit der Kampf weniger Besonnener gegen eine Meute von Aufrührern. Der Herzog und ich sind Männer, die dem Schicksal Trotz zu bieten vermögen, Du bist ein schwaches Weib und Mitleid fasst mich, denke ich ihrer Wuth Dich preisgegeben, wie mich der nämliche Schmerz ergreifen würde, sähe ich mein eigen Kind unter ihnen."

Myrrha's zierliche Hände schlossen sich fest um die Rechte des deutschen Kriegers. „Ich danke Euch, ich danke Euch von Herzen, daß Ihr so warm für mich empfindet," sagte sie bewegt „doch bin ich der festen Zuversicht, daß es Euch und meinem Herzoge gelingen wird, auch die Empörung der Söldlinge zu dämpfen, sollte sie wirklich gegen Einen von Euch sich wenden. Ihr waret selbst oft Zeuge, wie sie an ihrem Führer hängen und ihre Treue sollte jetzt plötzlich sie verlassen? — Da kommt er selbst, mein Gebieter," rief sie aufhorchend aus, „er wird es Euch bestätigen, daß die Gefahr nicht groß sein kann."

Wirklich war es Charles Bourbon, der begleitet von Oranien und del Guasto, in das Zelt trat, doch die seiner harrten, hatten noch nie seine Züge so finster gesehen, wie in diesem Augenblicke.

„Die Sachen stehen schlecht, mein Oberst,“ redete er ohne Umschweife Frundsberg an „wir können für heute oder morgen uns auf eine Meuterei der Unsern gefasst machen, deren Unmuth sich durch nichts mehr zügeln läßt.“

„Was thun, Herzog?“ fragte Frundsberg kurz.

„Ich habe Morone nach Ferrara entsandt, den Herzog zu bitten, uns etwas Geld zur nothwendigsten Bezahlung vorzustrecken, doch kann er unmöglich in so kurzer Zeit zurück sein, als ich den Ausbruch einer Empörung hier erwarte.“

Frundsberg zuckte die Achseln. „So gibt es nichts, als dem Unvermeidlichen entgegenzutreten,“ sagte er gelassen.

„Dieser Meinung bin ich auch,“ sprach der Herzog, „um so mehr, da ich keinen Ausweg finde. Sollte ich denn der Empörer Wuth zum Opfer fallen, so erkennt in dem Prinzen von Oranien hier meinen Nachfolger an, Oberst.“

„Es soll geschehen, Herzog,“ erwiderte Georg Frundsberg mit eherner Festigkeit, „und stünde mir ein gleiches Schicksal bevor, wird an meiner Statt Bemelberg meine Landsknechte weiter führen. Lebt wohl denn, General; ich kehre in mein Lager zurück; noch eins,“ er dämpfte seine mächtige Stimme ein

wenig, indem er auf Myrrha deutete, „thut irgend etwas, um das Kind in Sicherheit zu bringen; Ihr wisst, was ihr bevorsteht, wenn Ihr nicht mehr seid.“

„Verlasst Euch darauf, ich sorge für sie,“ antwortete der Herzog; sie schüttelten sich die Hände und schieden; Oranien und del Guasto folgten.

Charles Bourbon war in tiefem Sinnen in seinem Zelte zurückgeblieben, in dessen eine Ecke L'Hôpital und Myrrha sich zurückgezogen, um ihn in seinen Gedanken nicht zu stören. Seine Blicke trafen endlich die Harrenden.

„L'Hôpital!“

Der Arzt näherte sich ihm ehrerbietig. „Ihr befehlt, mein Herzog?“

„In Deinem Besitze befindet sich einer meiner Ringe, den Du mir zu füllen versprachest, erinnerst Du Dich, womit?“ fragte er ernst.

„Ich erinnere mich dessen,“ erwiderte der Arzt in gleichem Tone wie sein Gebieter.

„Nun denn, der Zeitpunkt ist vielleicht nahe, wo diese Füllung ihre Verwendung zu finden vermag; geh' in Dein Zelt und hole mir den Ring herbei.“

Der Arzt entfernte sich dem Befehle zu gehorchen. Charles Bourbon näherte sich Myrrha und nahm das zitternde Mädchen in seine Arme. „Die Stunde ernster Entscheidung auch für Dich, mein Kind, ist jetzt gekommen,“ sprach er, mit tiefer Wehmuth sie

betrachtend, „ehe ich jedoch Dich selbst Dein Schicksal wählen lasse, nimm von mir noch ein Wort des Dankes für Deine mir durch viele Jahre selbstlos geopferte Liebe und Treue. Nie habe ich sie gelohnt in gleich hohem Maße, wie Du es verdient, mein Herz war kalt und todt für Dich, und, Myrrha, es sollte, es durfte, wie ich mir gelobt, aus diesem Todesschlafe nimmermehr erwachen."

Sie blickte zu ihm auf, thränenvollen Auges und doch mit glückseligem Lächeln.

„Ihr ließet mich in Eurer Nähe bleiben, ich durfte Euch dienen, ist dies nicht Lohn genug?" erwiderte sie in namenloser Innigkeit. „Was Ihr mir gabt an Güte und Theilnahme, war es nicht genügend, mich überreich zu machen?"

„Genügte es Dir, Mädchen?" fragte er mit eigenthümlich bedeckter Stimme, indem er sie fester an sich presste. „Dein scheuer Stolz würde selbst in der letzten Minute nichts Anderes einzugestehen sich herbeilassen. Sieh, offener, als Du zu sein treibt mich der Ernst der Stunde; — warst Du zufrieden mit dem Loose, das ich Dir in meiner Nähe anwies — ich — ich war es seit langer Zeit nicht mehr."

Es ging durch das Zelt wie ein halb unterdrückter Jubelschrei.

„Mein Held, mein Geliebter, mein Leben," stammelte Myrrha unter den leidenschaftlichen Küssen, mit welchen er ihr erglühendes Angesicht bedeckte.

Doch in den Wonnerausch dieses späten Ge-

ständnisses drang jetzt von ferne drohendes Geräusch; es war, als ob das dumpfe Stimmengewirr, das sich am äußersten Ende des Lagers erhoben, näher und näher käme.

Der Herzog riß sich aus den umschlingenden Armen des Mädchens los. „Wo bleibt L'Hôpital?" rief er unruhig, als der Erwartete bereits am Eingange des Zeltes erschien.

„Verzeiht, mein Herzog, daß ich Euch warten ließ," sagte der Gelehrte eilig, „das Gift, das Ihr verlangtet, muß stets neu gemischt werden, soll es seine Wirkung nicht verfehlen."

Er sprach mit einer grausigen Ruhe, doch die Minuten verrannen; es war jetzt keine Zeit zu einem Worte müßiger Theilnahme. Der Herzog nahm mit der gleichen Kaltblütigkeit, wie er ihm gegeben wurde, den Ring entgegen, in dessen Kapsel der Gelehrte das verlangte Gift gefüllt; dann wandte er sich von Neuem zu Myrrha.

„Ich muß es Dir jetzt freistellen, Dir Dein Schicksal zu wählen, Geliebte," sagte er, ihr Haupt an sein Herz legend. „Du hast gehört, was heute um uns vorgeht; in wenigen Minuten vielleicht schon können die Schaaren meuterischer Krieger in mein Zelt stürmen. Ob es noch einmal meiner Macht über sie gelingen wird, sie zum Gehorsam zurückzuführen, ich weiß es nicht, denn auch sie zwingt die Wuth der Verzweiflung zu ihrem Thun. Darum, sollte diese Nacht die letzte meines Lebens sein, gibt

es nur eine Sorge noch, die mich bewegt, die Sorge um Deine und L'Hôpitals Sicherheit. Noch ist es Zeit für Euch zu fliehen, die Dunkelheit der Nacht wird Euch bergen, Juan Gogna, Einer der wenigen mir wahrhaft Ergebenen, weiß den Weg nach Ferrara, wo Euch der Herzog Alfonso wohl eine Freistatt gewähren wird, bis Ihr eine andere Zuflucht findet; die geringen Kostbarkeiten, die ich noch besitze, sichern Euch für eine kurze Zeit den Lebensunterhalt, sprich, süßes Kind, und Du mein alter Freund, wollt Ihr diesen Weg zur Rettung einschlagen?"

„Mein gnädiger Herr," sagte der Gelehrte unerschüttert, „und sollte es der Tod sein, den ich mit Euch theile, nun denn, ich habe mir einst gelobt, bei Euch zu bleiben bis zu meiner letzten Stunde, und diesem Schwure werde ich treu bleiben."

Der Herzog drückte ihm schweigend die Hand.

„Und Du, mein spät gefundenes Lieb?"

Sie schmiegte sich fest an ihn. „Ihr wisst, wie ich Euch liebe und Ihr fragt?" flüsterte sie. „Ihr wollt zu einem Leben mich verurtheilen, aus dem Ihr entschwunden seid?"

Er blickte ihr tief in die Augen. „Hast Du den Muth zum Sterben denn, da Dir die Kraft fehlt, ein Leben ohne mich zu tragen?"

Myrrha lächelte sanft. „Der Tod, mein angebeteter Gebieter, erscheint mir süß, wenn ich aus Deiner Hand ihn empfangen darf."

Das Stimmengewirr im Lager wurde lauter; die in dem Zelte Befindlichen vernahmen das Aneinanderklirren der Schwerter, das Aufstoßen der Lanzen auf dem steinigen Boden.

„Sie kommen,“ sagte der Herzog mit kalter Ruhe, „weshalb erbebst Du so Myrrha, Geliebte? Du nahmst durch Deine Worte die letzte Sorge von mir, die mein Herz bedrückte. Sieh, den Gedanken trüge ich auch im Tode nicht, daß jener rohen Menge Hände Deine süßen Glieder berührten. Verschmähst Du durch die Flucht Dich zu retten, so gibt es noch ein anderes Mittel, Dich ihrer Wuth zu entziehen. Der Inhalt dieses Ringes war vor Jahren für mich bestimmt, wenn einst der Augenblick an mich heranträte, in welchem mir des Lebens Last zu schwer erschiene, ich lege ihn in Deine Hand, er bahnt Dir den Weg zur Freiheit, wenn ich nicht mehr bin.“

Sie schloß die verhängnißvolle Gabe fest in ihre Hand. „Ich danke Dir, mein Gebieter.“

„Versprich mir, L'Hôpital,“ wandte er sich an den Arzt „ihr meinen Anblick zu ersparen, wenn — es vorüber sein sollte. Ich möchte, daß in Deiner Todesstunde, Geliebte, mein Bild Dir gegenwärtig sei, wie es Dir jetzt erscheint, im letzten Augenblicke einer Seligkeit, die ich dem Schicksal dennoch abgerungen. O, lange, lange war ich verblendet genug, mein Glück nicht erkennen zu wollen, jetzt, da ich es in Deiner Liebe dennoch fand, ist es zu spät

für uns Beide. Leb' wohl, leb' wohl, Du meines öden Pfades letztes Gnadenbild, und hoffst Du auf des Ewigen Barmherzigkeit, so flehe ihn an, daß wir uns droben wiedersehen."

Er drängte sie sanft von sich und führte sie in eine Seitenabtheilung des Zeltes, wo sie mit L'Hôpital des Ausganges der gefürchteten Scene harren sollte.

Dann trat er vor das Zelt hinaus und gebot den Wachen sich zurückzuziehen, um die sich nahenden Aufrührer ungehindert eintreten zu lassen.

Die dunkle Masse, die zwischen den Lagerreihen sichtbar geworden, wälzte sich jetzt näher; die drohenden Stimmen schwollen zu einem unverständlichen Brausen an, aus dem nur einzelne Worte vernehmbar wurden; schon hatten die Vordersten der Andringenden das Zelt des Generals erreicht, sie stutzten einigermaßen, es von den Wachen verlassen zu finden. Was bedeutete das? Sollte ihr Herzog, sie völlig verrathend, aus dem Lager entflohen sein?

Wuthenflammt von dieser Vorstellung, rissen sie den Vorhang des Zeltes zurück, um dann wie gebannt einen Moment regungslos auf ihren Plätzen zu bleiben; in der Mitte des mäßig großen Raumes stand der Gesuchte, die Arme über der Brust verschränkt, in einfach dunklem Gewande, das kein Panzer schützte; auf einem Tische neben ihm lag sein Schwert, das er vor dem Eintritt der Meuterer abgelegt. Die Soldaten hatten erwartet, ihren Führer

entweder gar nicht oder vertheidigungsbereit zu finden; ihre Wuth verstummte für einige Minuten vor dem Anblick des hohen Mannes, der ruhig sein mächtiges Auge über die Andringenden schweifen ließ.

„Was ist Euer Begehr, meine Soldaten, um zu so später Stunde in mein Zelt zu stürmen?“ fragte er mit tönender Stimme. „Habt Ihr eine Klage, es ist nicht Zeit, noch Ort, sie jetzt zu hören; habt Ihr einen Wunsch wie mögt Ihr Euch unterfangen, gewaltsam und ordnungslos Euch Gehör bei mir erzwingen zu wollen?“

Der meist aus Spaniern bestehende Haufe der Meuterer schob jetzt ihren erwählten Sprecher, einen wüst aussehenden Arragonier, in den Vordergrund.

„Uns ist gesagt worden,“ begann derselbe in roher Weise, „daß Ihr uns mit falschen Versprechungen getäuscht, Feldherr, daß Ihr uns bis hierher gelockt und mit dem Papst in Rom dennoch schon einen heimlichen Vertrag geschlossen, uns um unsern verdienten Lohn zu bringen. Wir haben fast seit Jahresfrist keinen Sold erhalten, wir wollen hier nicht in Hunger und Kälte verschmachten, während Ihr großen Herren uns zu betrügen sucht.“

Der Sprecher konnte seine Rede nicht fortsetzen; von allen Seiten fielen jetzt seine Gefährten mit bitteren Klagen und wilden Drohungen ein. Sie wollten sich durch einen jetzt geschlossenen Frieden nicht um die versprochenen Reichthümer einer zu erobernden Stadt bringen lassen; sie wollten zu den Feinden

übergehen, die ihnen bereits ihre Anerbietungen gemacht, doch ehe sie das Lager verließen, sollten die verrätherischen Führer alle ermordet werden, die an ihrem Elend Schuld seien.

Des Herzogs Stimme gebot noch einmal Ruhe und selbst in dieser Stunde höchster Empörung war seine Autorität noch groß genug, um sie seinem Befehle gehorsam zu machen.

„Wer sagt Euch, daß ich in den zu Rom geschlossenen Vertrag gewilligt?" fragte er.

Sie wussten es kaum; fremde Ueberläufer hatten die Nachricht in das Lager gebracht, die sich wie ein Lauffeuer schnell verbreitet. Aus dem wüsten Geschrei, das sich als Antwort auf seine Frage erhob, vermochte der Herzog nichts Deutliches zu unterscheiden.

„Und wenn ich, Euer Feldherr, dem Ihr bisher vertraut, Euch die Versicherung gebe, daß noch kein solcher Vertrag abgeschlossen, ja, daß, wenn derselbe von dem Papste und dem Vicekönig bereits unterzeichnet sei, ich ihm nicht nachkommen würde, genügt Euch dieses nicht?"

Die Aufrührer schienen einen Moment zu überlegen, doch bald gewann die allgemeine Wuth wieder die Oberhand.

„Nein, nein; wir glauben auch Euch nicht mehr und Ihr müsst sterben, wie die Andern."

Der Herzog richtete sich in stolzer Verachtung empor. „Gut denn, wollt Ihr mir nicht mehr

glauben, der Euch nie getäuscht, — so ersticht mich."

Er stand vor ihnen, die Hand leicht gegen den Tisch gestützt, fest und unbewegt, die Augen noch immer voll auf die Meuterer gerichtet, die wie bei ihrem Eindringen in das Zelt abermals einige Sekunden regungslos standen. Der unerschütterliche Muth ihres so oft bewunderten Helden vermochte selbst auf ihre rohen und erbitterten Gemüther seines Eindruckes nicht zu verfehlen. Es wagte Keiner das Schwert zu heben, diese tapfere Brust zuerst zu durchbohren, — noch einmal waren sie gezwungen, sich vor der Gewalt seiner mächtigen Persönlichkeit zu beugen, die durch die Kraft seines eigenen Willens den ihren bisher schrankenlos beherrscht.

Der Herzog bemerkte ihre Verwirrung; wenn jemals, so war jetzt noch die Möglichkeit gegeben, auf diese verwilderten Schaaren einzuwirken.

„Welchen Vorwurf habt Ihr mir zu machen?" sprach er kalt. „Wann, seit ich Euer Führer wurde, habt Ihr gewahren können, daß ich mein eigenes Wohl dem Euren vorangestellt? Um Euretwillen zwang ich zu Mailand die Einwohner, mir ihr letztes Hab und Gut zu opfern, was gab es an Mühsal, an Beschwerden, an Gefahren seitdem, das ich nicht willig mit Euch theilte? Und wenn zu Euch das falsche Gerücht gedrungen, es sei zu Rom ein Waffenstillstand geschlossen, der Euch zum Rückzuge zwinge, wer sagte Euch zugleich, daß ich ge-

sonnen, den an mich gemachten Forderungen nachzukommen?"

Die Worte, im Tone kältester Verachtung hingeworfen, vermochten nicht ohne Wirkung zu bleiben.

„Wir wollen nicht umkehren," schrieen zwanzig, dreißig Stimmen, „schwört Ihr uns, daß Ihr uns weiter führen, uns nie verlassen wollt."

„Ich schwöre Euch, mein Loos nicht von dem Euren zu trennen, so lange Ihr Euch mir in Gehorsam fügt," war die unerschrockene Antwort. „Mehr kann und will ich auch heute Euch nicht zusichern."

„Wir wollen Euch Gehorsam leisten, wenn Ihr nicht unterlasset, uns nach Rom zu führen. Doch zuvor wollen wir unsern Sold."

„Von wem?" fragte der Herzog ruhig. „Ihr wisst so gut, wie alle Eure übrigen Gefährten, daß ich ein armer Ritter in des Kaisers Diensten bin, gleich Euch Allen, daß ich über keinen Soldo mehr gebiete, als Ihr selbst. Ich sandte Morone nach Ferrara, den Herzog für Euch um eine Summe Geldes anzugehen, er kann vor Ablauf einiger Tage nicht zurück sein. Bis dahin müsst Ihr Euch gedulden, das Wenige jedoch, was ich besitze, will ich mit Euch theilen."

Er öffnete einen kleinen, eisenbeschlagenen Kasten, der sich im Zelte befand, und zeigte ihnen die wenigen Werthstücke, die er von seinem früheren Reichthum noch besaß, einige Ringe, einige Juwelen, an welche

sich für ihn Erinnerungen knüpften, einige Stücke silbernen Tafelgeschirres.

„Euch Alle damit zu befriedigen, ist es nicht genug," sagte er, „Ihr mögt sonach mit dem Inhalt dieses Kastens machen, was Ihr wollt; was noch von anderen Sachen sich in meinem Zelte vorfindet, es ist Euer, ich brauche für mich nichts, als meine Rüstung und das Gewand, welches ich gegenwärtig trage."

Es ging wie ein Murmeln des Beifalls durch die Reihen der Meuterer; die Großmuth ihres Helden, sich um ihretwillen seiner letzten Besitzthümer entäußern zu wollen, hatte sie unwillkürlich gerührt; nein, nein, er würde niemals zum Verräther an ihnen werden, sie durften ihm von Neuem vertrauen.

„Nun, weshalb zögert Ihr?" sprach er mit dem Lächeln voller Güte und Wohlwollen, das im Verkehr mit diesen wilden Kriegern ihn so oft unwiderstehlich für sie zu machen vermocht. „Seit langer Zeit betrachte ich meine Soldaten als meine Familie, Euch als meine Kinder. So soll denn mir fortan nichts mehr gehören, was Ihr besser gebrauchen könnt, als ich."

Die braunen, rauhen Hände streckten sich jetzt begehrlich nach den dargebotenen Sachen aus; doch die Zahl derselben reichte nicht für die der Aufrührer hin. Bald waren auch die übrigen Besitzthümer des Feldherrn eine Beute seiner Soldaten geworden,

seine Kleider bis auf einen silbergestickten Waffenrock, den er über der Rüstung zu tragen pflegte, ja, selbst einige der Möbel seines Zeltes. Mehrere der Soldaten waren soeben beschäftigt, den Inhalt eines der ihnen überlassenen Koffer vollends zu leeren, als auf dem Grunde desselben ein kleiner Kasten von Ebenholz sichtbar wurde, der irgend etwas Werthvolles zu enthalten schien.

Der Herzog, welcher der Plünderung seines Zeltes ruhig zugeschaut, trat auf den Spanier zu, der sich dieses Kästchens bemächtigt.

„Dies letzte Stück lasst mir," sagte er ernst, „es hat für Dich, mein Freund, keinen Werth."

Der Spanier wog mißtrauisch den Kasten hin und her. „Was enthält er, edler Feldherr?" fragte er; es schien ihm sehr wahrscheinlich, daß ein kostbares Schmuckstück sich darin berge.

„Er enthält ein mir theures Besitzthum," war die düstere Antwort, „öffne ihn selbst, um es zu betrachten."

Der Deckel flog empor; auf schwarzem Sammet gebettet, lag in dem Kästchen eine Todtenhand; die schlanken, wachsbleichen Finger hoben leicht gebogen sich von dem dunklen Untergrunde ab; fast war es, als ob noch Leben durch die zarten Adern flösse.

Die abergläubischen Spanier wichen erschreckt zurück; der Finder des Kastens ließ denselben hastig zu Boden fallen. Der Herzog hob ihn selbst wieder

auf und legte seine warme, lebensvolle Hand, wie liebkosend, auf die starren, blassen Finger.

„Es ist die Hand eines Mannes, den Viele von Euch noch gekannt,“ sprach er, „die Hand des mir theuersten Freundes, Raouls von St. Orme, welche mir mein Arzt L'Hôpital nach der Schlacht bei Pavia einbalsamirte. Hatte ich nicht ein Recht, Euch zu sagen, daß sie mir ein theures Eigenthum sei?“

„Behaltet die Hand nicht, edler Feldherr,“ sagte der Spanier, der sich von seinem Grauen etwas gefasst, „Unheil bringt des Todten Hand dem Lebenden; sie zieht Euch nach in das Grab.“

„So sterbe ich auf dem Felde der Ehre, vielleicht eines Kriegers Tod in Eurer Mitte, was könnte ich Besseres begehren?“

„Ihr sollt nicht sterben,“ rief es jetzt von allen Seiten, „Ihr sollt unser Feldherr bleiben und uns zum Siege führen.“

„Soeben noch wolltet Ihr mich tödten, meine Kinder.“

Doch die Empörung der Versammelten war jetzt bereits der feurigsten Begeisterung gewichen.

„Wir tödten Euch nicht,“ rief der wilde Chor, „wir folgen Euch, wohin Ihr uns führt und sei es bis in die Hölle. — Es lebe Bourbon, es lebe unser Feldherr!“

Und jubelnd fielen Alle in den Ruf ein, der sich weiter und weiter außerhalb des Zeltes fortpflanzte.

„Ich danke Euch, meine tapferen und getreuen Krieger," sprach der Herzog, „und wiederhole Euch mein Versprechen, Euch nun und nimmer zu verlassen, mit Euch jedes Loos zu theilen. Und sollte man mich zwingen wollen, einen Vertrag anzunehmen, der Euch zum Nachtheile gereichte, würde ich dennoch dem erhaltenen Befehle eher ungehorsam werden, als von Euch weichen. Dies möge Euch für heute genügen. — Und nun verlasst mich, Ihr habt gesehen, daß ich gerne Alles thue, was in meiner Macht steht, Euch zu befriedigen."

Die Soldaten brachen noch einmal in einen Sturm des Enthusiasmus aus, dann zerstreuten sie sich mit den erhaltenen Geschenken in ihre Zelte; dem Liede jedoch, das sie zu des Herzogs Preise zu singen pflegten, wurde seit dieser Nacht ein neuer Vers hinzugefügt.*)

Charles Bourbon wartete, bis der Letzte der Aufrührer das fast völlig ausgeplünderte Zelt verlassen, dann schlug er den Vorhang zurück, hinter welchem Myrrha und L'Hôpital in tödtlicher Spannung den Vorgängen in dem Nebenraume gefolgt.

„Gerettet, noch einmal denn," rief er, die Geliebte an seine Brust reißend, „gerettet zu einer Gnadenfrist noch des Glückes."

---

*) Brantôme, der diese Scene erzählt, theilt auch den darauf bezüglichen Vers mit.

Drittes Kapitel.

Der Morgen des folgenden Tages war noch nicht weit vorgeschritten, als aus dem Lager der Deutschen eine eilige Botschaft an den Herzog von Bourbon kam.

Der Oberst von Frundsberg, so theilte ihm Graf Lodron mit, der selbst dem Herzoge Bericht abzustatten gekommen, sei, wie es scheine, von einem Schlaganfall getroffen, das Lager in der größten Aufregung; die Hauptleute ersuchten den Feldherrn baldmöglichst herüberzukommen, um über die nun zu entscheidenden Schritte einen Rath zu geben.

Charles Bourbon war augenblicklich bereit; er bestieg sein Pferd, um den Grafen zu begleiten, der ihm unterwegs das Nähere über den erschreckenden Vorfall mittheilte.

Eine ähnliche Scene, wie im Bourbonischen Lager, hatte sich in der vergangenen Nacht auch im Lager der Landsknechte abgespielt. Die deutschen Söldner, die sich ebensowohl in ihren Er-

wartungen betrogen fürchteten, wie die übrigen Truppen, hatten zornentbrannt die ihnen schuldige Löhnung verlangt. Vergebens hatten die Hauptleute und endlich Georg Frundsberg selbst sie zu besänftigen versucht; als sie, vielleicht aus leerer Drohung nur, ihre Spieße gegen ihren alten Heldenführer senkten, verließ den sonst so unerschütterlichen Obersten die Fassung. Die Landsknechte, seine Söhne, wie er sie gerne nannte, wollten seine Stimme nicht mehr hören, sie standen in offener Rebellion ihm, ihrem alten Führer gegenüber!

„Niemals vergesse ich den Anblick," fügte Graf Lodron hinzu, „den uns des Obersten Angesicht in diesem Augenblicke bot. — Es war, als wenn der Schmerz, der sein tapferes altes Kriegerherz durchbebte, nach einem Ausdrucke suche, den er nimmermehr zu finden vermöchte. Er sprach kein Wort mehr; er, der im dichtesten Kugelregen niemals wich, er wankte jetzt zurück, als sei er von den Spießen, die sich gegen ihn erhoben, durch die Brust getroffen. Melchior und Schaertlin fingen ihn in ihren Armen auf und führten ihn nach St. Johann in seine Herberge. Dort harrt er Euer, mein Prinz; ich fürchte, seine Laufbahn ist mit dem heutigen Tage zu Ende."

Sie kamen in dem bezeichneten Dorfe an; das Lager war anscheinend ruhig, nur hier und da bemerkte man flüsternde Gruppen, doch keine Spur mehr der stattgehabten Empörung. Die Lands-

knechte hatte der Anblick ihres gebrochenen alten Obersten plötzlich ernüchtert; sie äußerten kein Wort des Verlangens mehr nach dem rückständigen Solde; nur die dumpfe Spannung herrschte in dem ganzen Lager, was jetzt aus ihnen, was aus dem Führer werden würde.

Der Herzog begab sich ungesäumt in das niedrige Bauernhaus, wo er Frundsberg finden sollte; auch er erschrak, als er die Veränderung gewahrte, welche eine einzige Nacht mit dem alten Helden hervorgebracht, doch er bezwang seine Bewegung und näherte sich scheinbar unbefangen dem Waffengefährten.

„Mein alter Freund," sprach er, ihm die Hand entgegenstreckend, „man hat uns heute Nacht übel genug mitgespielt. Auch mir wollten die Meinen an das Leben, doch, wie Ihr seht, ich bin noch da und," es flog wie Sonnenglanz über sein Antlitz, „und trotz der schlimmen Vorgänge hoffnungsvoller, als seit langer Zeit."

Die starren Züge Frundsbergs durchzuckte ein wehes Lächeln. „Das mögt Ihr sagen, Herzog," erwiderte er trübe, „der Ihr noch jung genug seid, um auf Eure Zukunft Hoffnungen zu bauen; — mich hat das, was ich heut erlebte, bis ins Herz getroffen — davon erholt sich Georg Frundsberg nimmermehr."

„Nicht doch, mein tapferer Oberst," begütigte der Herzog, „lasst einige Tage über dies Ereigniß

hingehen, dann seid Ihr wieder der heldenherzige Führer, der den Seinen mit fröhlichem Muthe in allen Beschwerden vorangeht."

Georg Frundsberg schüttelte das graue Haupt. „Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, Herzog. Was auch der stärksten Feinde Macht nicht gelungen, — meine eigenen Soldaten haben es vermocht; — besiegt, geschlagen räume ich ihnen das Feld. Nehmt Bemelberg, wie ich Euch gestern sagte, an meiner Statt; ich gehe weiter nicht mit Euch."

Der Herzog schaute einige Minuten schweigend auf den gebeugten Mann, dessen zusammengesunkene Gestalt, dessen leblose Züge kaum noch an den eisernen Landsknechtsführer vergangener Tage erinnerten.

„Und was gedenkt Ihr statt dessen zu thun, mein Oberst?" fragte er nach einer Pause. „Wohin wollt Ihr Euch wenden, wenn Ihr die Euren, wenn Ihr mich wirklich zu verlassen meinet?"

„Ich werde nach Ferrara mich bringen lassen, bis ich wieder hergestellt bin, um in die Heimat zurückzukehren," sagte Frundsberg eintönig. „Dies war mein letzter Waffengang — er gelangte nicht bis an sein Ende. Führt Ihr die Meinen weiter, Herzog, sie sollen nicht sagen können, daß ich sie um den Zug nach Rom betrogen, auch wenn ich selbst sie nicht mehr bis dorthin zu bringen vermocht."

„Es soll geschehen, mein armer Freund; mich

zwingt ja ohnehin die Noth des Heeres zum Weitermarsch; ich muß so schnell als möglich vorwärts, will ich sie vom Untergange retten."

Georg Frundsberg nickte. „Der Kaiser hätte uns bis zu solchem Elend nicht sollen kommen lassen, doch das ist der Dank der Fürsten, welche die Unwürdigen reich belohnen und uns, die wir ihnen neuen Ruhm erkämpfen sollen, im Mangel verschmachten lassen. Und wenn wir dies mit Leid empfinden, wie können wir dem rohen Haufen da draußen grollen, der ärger noch als wir unter solchen Entbehrungen leidet? — Vielerlei Dinge sind durch meinen alten Kopf gegangen, seit ich im Morgengrauen hier in das Haus gebracht wurde, — das sind die Früchte des Krieges, die ich an mir selbst erlebe."

Des Herzogs Brust hob ein schwerer Seufzer. „O, mein Oberst, wüßte ich einen Ort in der weiten Welt, der mir als Heimat zu eigen gehörte, ich entsagte gern, gleich Euch, den Gräueln des Kriegslebens um mich her; doch ich bin nichts, besitze nichts, als was der Fürst mir gibt, der, wie Ihr selbst es zugesteht, uns Beide vergessen."

„Auch Ihr, Herzog, seid schlecht gelohnt worden, ich weiß es wohl," sprach Frundsberg; „seht zu, daß Ihr nach der Eroberung Roms den Kaiser zwingt, besser für Euch zu sorgen, als bisher. Wann zieht Ihr weiter?"

„Sobald Morone von Ferrara zurückgekehrt ist,

wo er, wie ich hoffe, noch einiges Geld auftreiben soll.“

„Ich gehe heute schon, wenn ich kann. Grüßt mir das Mägdlein noch, das ich so oft in Eurem Zelte sah. Sie ist ja doch Euer Lieb, wenn Ihr es mir auch jedesmal geleugnet.“

Ueber die gebräunten Züge Charles Bourbons flog abermals ein sonniges Lächeln.

„Myrrha wird es tief beklagen, Euren Unfall und Euer Scheiden zu vernehmen,“ sagte er.

„Mögt Ihr die Kleine mir nicht mit nach Ferrara geben? Ich will sie Euch wohl behüten, bis Ihr selbst sie von mir zurückfordert. Mich dauert das Mägdlein stets, sehe ich sie im Geiste unter den rohen Schaaren. Bedenkt, wenn Euch ein Unglück widerführe!“

„Ich danke Euch, mein Freund, ich danke Euch von Herzen für Euer Anerbieten,“ erwiderte Charles Bourbon, „doch, wollt es mir nicht verübeln, daß ich es zurückweise, ich kann mich von dem Mädchen nicht mehr trennen.“

„Da seht Ihr's, jetzt bekennt Ihr es selbst, was ich längst den Blicken abgeforscht, mit denen Ihr das Kind betrachtetet. Nun denn, ich will sie Euch nicht nehmen, doch ist es mir, als sähe ich des herzigen Geschöpfes Verderben.“

„Nicht, so lange ich noch athme, um sie zu lieben und zu schützen,“ sprach der Herzog; „doch ich muß in mein Lager zurück, um neuen Unruhen dort

vorzubeugen. So lebt denn wohl, mein alter Oberst, und gewinnt Ihr es über Euch, so bleibt bei uns, die wir Euch hoch halten und ungern missen."

„Ich wollte es gern, doch das, was ich erlebt, ist stärker, als ich; lebt wohl auch Ihr, Herzog; nehmt auf Euren Weg meine Wünsche mit für Glück und Sieg vor den Mauern Roms."

Georg Frundsberg verließ noch in der nämlichen Nacht das Lager der Seinen, um sich nach Ferrara zum Herzog Alfonso zu begeben, wo er krank und gebrochen über ein Jahr lang noch dahin lebte, bevor er sich nach Mindelheim zurückbegab; doch kaum eine Woche nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat starb er. (20. August 1528.)

Wenige Tage nach dem Aufstande im Lager kehrte Morone aus Ferrara zurück, wo es ihm gelungen, 6000 Dukaten aufzubringen, mit welchen man dem Heere einen geringen Theil des Soldes zu geben vermochte. Doch zu gleicher Zeit brachte der Generalcommissair die Bestätigung der Nachricht, daß der Vicekönig Charles Lannoy mit dem Papste den gefürchteten Waffenstillstand geschlossen und Einer seiner Abgesandten bereits auf dem Wege sei, um dem Herzoge den Befehl zur Umkehr zu überbringen.

Charles Bourbon theilte dem Heere diese Nachricht mit, zu gleicher Zeit jedoch seinen Entschluß, in Eilmärschen seine Truppen weiter zu führen, um, wenn es möglich, einer Begegnung

mit Lannoy oder seinem Abgesandten zu entgehen. Diese Mittheilung wurde mit Jubel aufgenommen, die Entbehrungen dieses furchtbaren Marsches waren abermals für kurze Zeit vergessen, das volle Vertrauen in den Führer zurückgekehrt.

Er hatte es ja selbst eingestanden, daß er arm wie sie, er hatte seine letzten Habseligkeiten mit ihnen getheilt, er war daher gezwungen ihr Schicksal ferner auch zu theilen, Glück und Reichthum zu suchen, wie sie.

Doch war es nicht allein die Noth, welche den Herzog zu unaufhaltsamem Vorgehen zwang. Er wusste, daß der zu Rom ausgearbeitete Vertrag ein Werk seines alten Widersachers, Charles Lannoy's sei, und er wünschte ihm, der einst Pescara und ihm bei dem Kaiser so oft geschadet, jetzt einen Theil der Verachtung zu zeigen, die er für ihn empfand. Es musste Lannoy daran liegen, dem Vertrage, den er abgeschlossen, auch bei dem Herzoge Geltung zu verschaffen, doch dazu war es nothwendig, ihn, sowie das Heer zu erreichen und dies zu vereiteln war jetzt Bourbons stetes Bemühen. Des Vicekönigs Abgesandter, Fieramosca, hatte sich nur mit genauer Noth vor der Wuth der Kriegsleute retten können, als er die Aufträge Lannoy's in das Lager zu bringen versuchte; sie wollten seine Vorschläge nicht hören, die auf eine immerhin geringe Abfindung lauteten; sie bestanden darauf, daß ihr Feldherr ihnen versprochen, sie nach Rom

zu führen, wo sie sich endlich für alle ausgestandenen Leiden zu entschädigen hofften und es bedurfte des vollen Ansehens des Herzogs von Bourbon, um sie zu hindern, den Abgesandten zu ermorden, der sich eilig aus dem Lager flüchtete, um Lannoy einen Bericht seiner erfolglosen Sendung zu machen und ihn aufzufordern, durch seine Gegenwart seinem Verlangen mehr Nachdruck zu geben.

Der Vicekönig begab sich jetzt selbst auf den Weg in das kaiserliche Lager, doch sei es, daß seine eigene Unentschlossenheit daran Schuld war, sei es, daß er absichtlich durch den Herzog stets die widersprechendsten Nachrichten über den Aufenthalt der Armee erhielt, es gelang ihm für das Erste nicht, dieselbe zu erreichen. Während er sich dem Papste gegenüber vermessen, in einem Weigerungsfalle des Herzogs, sich seiner Autorität an des Kaisers Statt zu bedienen, ihm die spanischen und italienischen Truppen zu nehmen und ihn in solcher Weise der Mehrzahl seiner Krieger zu berauben, begann er jetzt einzusehen, daß sein vergeblicher Versuch, ein Heerlager einzuholen, welches auf unbegreiflich schnelle Weise stets entschwand, wenn er es bereits zu erreichen meinte, ihn in den Augen seiner Verbündeten, ja, der gesammten Armee unrettbar lächerlich machen müsse.

Durch den Marchese del Guasto, der sich zu ihm begeben, erfuhr er außerdem, wie wenig günstig die Stimmung im kaiserlichen Lager seiner Sen-

dung sei. Del Guasto hatte an Autorität bei seinen Truppen etwas eingebüßt, seit sie dem Herzoge sich in neuem Enthusiasmus angeschlossen; als er, der Einzige unter den Führern, den Befehlen des Vicekönigs gehorchend, die ihm speciell zuertheilten Soldaten aufgefordert, mit ihm das Lager zu verlassen, hatten sie ihn aus eigenem Antriebe für einen Verräther, einen Rebellen erklärt und versichert, keinen andern Befehl mehr anerkennen zu wollen, als den ihres Herzogs.

Die Reise Lannoy's war außer den erwähnten Schwierigkeiten auch von ernsten Gefahren bedrängt. Er hatte der Armee folgend, stets die Länderstrecken zu passiren, die kurz zuvor bei dem Durchzuge der Kaiserlichen stark gelitten; die Landbevölkerung glaubte daher oft die erduldete Unbill an ihm rächen zu müssen, der sich ja auch des Kaisers Gesandter nennen ließ; der unglückliche Vicekönig entging sehr oft nur mit genauer Noth den ihm drohenden Verfolgungen, während er von Tage zu Tage mehr an der Möglichkeit verzweifelte, die in Eilmärschen vorwärts gehende Armee zu erreichen.

Selbst, wenn es noch im Bereich der Möglichkeit gelegen, Rom vor dem andringenden Heere zu retten, — der zwischen dem Papste und Lannoy abgeschlossene Vertrag war völlig machtlos dafür. Kaiser Karl V. zeigte sich äußerlich dem Frieden nicht abgeneigt, instruirte jedoch im Geheimen seine Generäle, die Truppen nicht aus dem feindlichen

Gebiete zurückzuziehen, ohne sie bezahlt zu machen. Lannoy's Vorschläge konnten deshalb von dem Feldherrn nur dann ausgeführt werden, wenn sich durchaus nichts Besseres erzielen ließ. An der ihnen zustehenden Löhnung genügte es überdies den aufgeregten, beutegierigen Truppen nicht mehr, nachdem sie so lange Zeit in der Hoffnung auf dereinstigen Ueberfluß die härtesten Entbehrungen ertragen, es war ein Verhängniß, stärker als menschliche Macht, das jetzt der ewigen Stadt Verderben zu besiegeln schien.

Der April des Jahres 1527 glich nicht dem sonnespendenden Frühlingskündiger, wie er sonst durch Italiens Fluren schritt, die sich in Grün und Blumen zu kleiden begannen. Strömende Regengüsse hatten die ohnehin schlechten Straßen erweicht, die Flüsse, die so träge sonst durch Felder und Wiesen dahinschlichen, waren zum Theil ausgetreten, zum Theil zu reißenden Strömen geworden, die Noth der Armee schien sich mit jedem Tage zu vergrößern, umsomehr, da auch die liguistischen Truppen in ähnlicher Weise, wie die kaiserlichen, das Land verwüsteten und es daher überall an Lebensmitteln zu fehlen begann.

Dennoch waren die Soldaten des Herzogs von Bourbon guten Muthes; war es die Aussicht auf die baldige Eroberung Roms, war es das Beispiel ihres Führers, was sie hoffnungsvoller stimmte? Seit langer Zeit hatte Niemand das Angesicht des

Herzogs so unbewölkt gesehen, als jetzt; trotz seiner fast verzweifelten Lage, von der einen Seite durch den Willen der Armee vorwärts gedrängt, von der andern durch des Kaisers scheinbaren Befehl gehindert, hatte man ihn nie zuvor in froherer Stimmung gesehen.

„Den Sonnenschein, den uns der Himmel fast beständig verweigert, trage ich jetzt in meinem Herzen,“ sagte er zu Myrrha, als das Heer zu mehrtägiger Rast in der Nähe von Arezzo sein Lager aufgeschlagen. „Mir brachte ihn die Liebe zu Dir; o, Myrrha, wieviel Zeit des Glückes habe ich in hartnäckiger Trauer versäumt!“

Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust.

„Ich bin an Deines Lebens Himmel doch nur ein armseliger, kleiner Stern; Du warst die Sonne, die mich unwiderstehlich an sich zog.“

Er küsste wieder und wieder die Lippen, welche in liebender Demuth diese Worte gesprochen.

„Seit Du mein eigen bist, Myrrha,“ sagte er gedankenvoll, „erfasst mich stärker, als ich es je empfunden, das Verlangen nach Frieden, nach Ruhe. Das Leben, das uns umgibt, beginnt mich anzuekeln, die Barbarei des Krieges flößt mir Grauen ein; ich wünschte oft, ich dürfte Dich in meine Arme nehmen und mit Dir in die Einsamkeit entfliehen, wohin der Lärm der Menschen nimmermehr zu dringen vermag. Sind doch auch die Stunden hier, in welchen ich Dir gehören darf,

nur einem Raube zu vergleichen; unter Waffengeklirr und dem wilden Toben meiner Kriegsleute den flüchtigen Tagen abgetrotzt."

„Und dennoch ist es mir, als hätte das Leben niemals zuvor sich mir so hold gezeigt, als in den letzten Wochen," sagte Myrrha leise. „Ich möchte zuweilen wünschen, daß diese Wandertage ewig währten und fühle es doch deutlich, daß eine Zeit unendlichen Glückes niemals von langer Dauer sein kann."

„Wie, theures Kind, woher kommen jetzt Dir jene dunklen Gedanken, die ich gewaltsam seit Kurzem von mir zu bannen strebe?" fragte er mit zärtlichem Vorwurfe. „Du hast wohl Recht, unser Loos ist ungewisser, als je, gelingt es den Unsern nicht, Rom zu erobern, so sind wir verloren."

„Und was dann?" flüsterte sie.

„Ich gedenke meine Niederlage nicht zu überdauern, Geliebte; es ist der letzte Wurf im Glücksspiel des Lebens, den ich mit diesem Waffengange wage und fallen die Würfel gegen mich, so gibt es für mich nur eine Wahl."

Sie schlang in plötzlicher Angst die Arme um seinen Hals.

„O, nur nicht jetzt schon Dich verlieren müssen, mein Gebieter, Du, mein Leben, meine Seligkeit, habe Mitleid mit Deiner Myrrha Verzweiflung, wenn Du solche Worte sie hören lässest."

Er suchte sie durch tausend Liebkosungen zu beruhigen.

„Meine Haiderose, mein süßes, schlankes Reh, ist der Gedanke an Dich denn nicht der einzige, der meine Fassung zu erschüttern vermöchte? Doch Du, die mich um so Vieles besser versteht, als alle Menschen, die mich je gekannt, Du, die mich liebte, mit einer Liebe, wie das Schicksal sie unter Millionen vielleicht nur dem Einzigen schenkt, würdest Du mir rathen, mein Leben weiter zu ertragen, wenn ich jetzt — jetzt fehlschlüge?“

Sie hatte sich emporgerichtet und blickte ihn schweigend an.

„Nein, mein Geliebter, nein,“ sagte sie endlich langsam und fest.

„Meine Myrrha!“

„Und sieh,“ fuhr sie fort, an einer Schnur, die sie um den Hals trug, ihm den Ring zeigend, den sie kurz zuvor von ihm erhalten, „auch für mich ist gesorgt, wenn Du mich verlässest. Es ist mein Brautring, der mich ewig Dir vermählt.“

Sie verstummten Beide für lange Zeit; es lag eine seltsam wilde Seligkeit in dieser Liebe, die erst unter Todesschauern ihre sinneberauschenden Blüthen entfaltet. Vielleicht war es das Vorahnen des baldigen Endes ihres Glückes, das diese kurzen Augenblicke der Wonne um so bestrickender machte; in die Liebesworte, die Charles Bourbon

der Geliebten zuflüsterte, klang der Lärm, das Toben des Lagers, die lauten Gesänge der Soldaten, oft auch das Kampfgeschrei der erbitterten Landleute, die sich den Beraubungen widersetzten, welche ihnen täglich von Freund und Feind widerfuhren; aus der Umarmung Myrrha's riß den Feldherrn nur zu häufig die Pflicht durch seine Gegenwart die streitenden Parteien wieder zu besänftigen. Alles, was an Sehnsucht, an Gluth und Leidenschaft sich in ihren Herzen zusammendrängte, durfte nicht anders als dem Lichtstrahle gleich, der die Wolken theilend eben so rasch verschwindet, wie er gekommen, den sturmbewegten Tag durchzittern.

Auch heute war es nur eine kurze Stunde, die Charles Bourbon der Geliebten widmen konnte; es war der Tag der Zusammenkunft, die er dem Vicekönig von Neapel bestimmt.

„Ich fürchte, ich vergesse die Zeit bei Dir, mein Lieb," sagte er lächelnd, „Lannoy kann jeden Augenblick im Lager erscheinen; ich muß ihn endlich bei mir empfangen."

Myrrha's Augen blitzten unwillig auf.

„Weshalb willst Du den falschen Mann sehen, den ich hasse, weil er Dich gekränkt?"

„Dies muß ich jetzt überwinden, für einige Zeit wenigstens, mein theures Kind; die Nothwendigkeit gebietet mir, ihm zu sagen, daß ich den von ihm geschlossenen Vertrag nicht halten kann."

„So wird er Dir von Neuem Rache schwören, o, wer kann wissen, was er wider Dich ersinnt.“

„Und meiner Myrrha tapferes Herz beginnt von Neuem für mich zu zittern, ist es nicht so?“ scherzte er. „Auch auf seine Rache muß ich es ankommen lassen, die auszuführen er schon längst Gelegenheit gehabt hätte, wenn er nicht bereits sie bei dem Kaiser benutzt. — Doch ich höre die Capitaine kommen, entfliehe, mein süßes Lieb; ich will nicht, daß sie Dich hier finden sollen.“

Noch ein hastiger Kuß, dann enteilte Myrrha, um durch die in der Rückwand des Zeltes angebrachte Oeffnung sich in das Zelt L'Hôpitals zu begeben, der das seine in nächster Nähe des Herzogs besaß.

Die Führer und Hauptleute des Heeres traten ein, um auf den Befehl des Feldherrn bei der Zusammenkunft desselben mit dem Vicekönig gegenwärtig zu sein. Auch sie repräsentirten, wie ihre Untergebenen, die verschiedensten Nationalitäten, auch sie verfolgten in ihrem Thun und Handeln die widerstreitendsten Wünsche und Interessen und begegneten sich, gleich den Soldaten, nur in einem gemeinsamen Gefühle, dem: unbegrenzten Vertrauens schrankenloser Bewunderung für den Herzog, ihren obersten Anführer.

Von den bisherigen Hauptleuten hatten zwei das Heer verlassen, der Marchese del Guasto und der Graf Cajazzo, welchen letzteren die Ver-

sprechungen der Liguisten vermocht, in ihre Dienste überzutreten, doch fehlte es den Truppen nicht an andern Führern, die verwegen und todesverachtend vor keiner Gefahr zurückbebten und zu dem Aeußersten bereit waren.

Außer dem Prinzen von Oranien, in welchem man, auf Wunsch des Herzogs, den Stellvertreter desselben zu sehen gewohnt war, befehligten die kaiserlichen Truppen die spanischen Capitaine Graf Giara, Catinaro, Juan d'Urbino und Vergaro, die bereits erwähnten deutschen Hauptleute und die Italiener Maramaldo, Federigo Caraffa und drei Gonzaga's, die sich entfernte Verwandte des Herzogs von Bourbon nannten.

Einer derselben, Ferrante, welcher einen Theil der Reiterei im kaiserlichen Heere führte, war ein Sohn der durch Schönheit und Geist gleich berühmten Isabella Gonzaga, Schwester Alfonso's von Ferrara.

Gleichzeitig mit dem Eintritt der Feldhauptleute erhielt der Herzog durch einen der Ritter seines Gefolges die Mittheilung, daß der Vicekönig soeben das Lager betreten und in wenigen Minuten vor ihm erscheinen werde. Charles Bourbon ließ die Vorhänge seines Zeltes zurückschlagen und erwartete inmitten seiner Capitaine und Edelleute stehend die Ankunft Lannoy's, der eine kurze Strecke vor dem Zelte von seinem Pferde stieg und dann gemessenen Schrittes auf den Herzog zuging, wäh-

rend die ihn begleitenden Ritter sich in einiger Entfernung hielten.

Die Begrüßung zwischen den beiden Widersachern war, wie es nicht anders zu erwarten, eine außerordentlich kühle. „Sehr spät, Herr Herzog von Bourbon," begann Lannoy, „gelingt es mir, Euch zu erreichen und mit Gefahr des Lebens bin ich mehr als einmal Euch nachgesetzt, um endlich im Stande zu sein, Euch die Befehle Sr. kaiserlichen Majestät zu überbringen."

„Ich kann nicht umhin, Ew. Hoheit mein Bedauern auszusprechen," erwiderte Charles Bourbon förmlich, „daß Eure Sendung von so viel Schwierigkeiten und, wie Ihr sagt, auch von Gefahren bedroht gewesen, doch pflegt dergleichen in einem vom Kriege überschwemmten Lande nicht anders zu sein."

„Einen Theil derselben hättet Ihr, mein Prinz, mir zu ersparen vermocht," sprach Lannoy in gereiztem Tone, „wenn Ihr Euch früher hättet finden lassen."

Der Herzog zuckte leicht die Achseln. „Ein vielleicht von Ew. Hoheit gerechtfertigtes Verlangen und dennoch schwer ausführbar," sagte er gelassen, „die Herren hier sind Zeugen, daß uns die Nothwendigkeit zwang, die Armee weiter zu führen. Vielleicht lebte von uns Allen kein Einziger mehr, wenn wir dem Verlangen der Truppen nicht gewillfahrtet."

Dem Vicekönig schien diese letztere Möglichkeit nicht gerade die betrübendste zu sein; er hätte von

Herzen gern den Anführern insgesammt, vor Allen aber dem verhassten Bourbon den Tod gewünscht.

„Eure Macht, Herr Herzog, über die Armee scheint demnach keine erheblich große mehr zu sein," sagte er spöttisch.

„Größer vielleicht immerhin noch, als die Sr. kaiserlichen Majestät, auf dessen Botschaft oder Befehle Ew. Hoheit mich bis jetzt vergebens warten ließen," war die kalte Entgegnung.

„Die Befehle Sr. kaiserlichen Majestät," sprach Lannoy, „gehen dahin, Herr Herzog, daß Ihr den von mir mit Sr. Heiligkeit, dem Papste, geschlossenen Vertrag so weit achtet, um Eure Truppen zum Rückmarsche aus dem Kirchenstaate und allen übrigen Ländern zu bestimmen, welche den Fürsten der Bundesarmee zu eigen sind, daß Ihr Florenz und Rom verschonet und Euch nach Mailand zurückbegebt, wo Ihr die deutschen Landsknechte entlassen möget. Ich bin von Sr. Heiligkeit genügend mit Gelde versehen worden, um ihnen ihren Sold auszahlen zu können und harre nun Eurer endgültigen Entscheidung, um an die Ausführung meiner dem Papste gemachten Versprechen zu gehen."

„Die Entscheidung, welche ich Ew. Hoheit zu geben habe," erwiderte der Herzog, „hängt nicht von mir allein, sondern ebensowohl von der Ansicht meiner Capitaine über den jetzigen Stand der Dinge ab. Man führt nicht Monate hindurch ein Heer von über 30,000 Mann durch den Schnee der

Apenninen, durch Wintersturm und Kälte, durch ausgesogene, verwüstete Länderstrecken, um es kurz vor dem entscheidenden Schlage zur Umkehr zu zwingen. Selbst eine Geldsumme, welche unter gewöhnlichen Umständen als hinreichend für die Befriedigung der Truppen erschiene, würde jetzt nicht mehr genügen, da sie für die erlittene Noth eine um so größere Entschädigung beanspruchen."

„Die Summe, welche mir zur Verfügung gestellt wurde, waren 80,000 Dukaten. Ihr ließet mir durch Fieramosca sagen, daß Ihr 150,000 verlangtet."

„Und diese Forderung bin ich sogar jetzt gezwungen, abermals zu erhöhen," sprach der Herzog fest. „Ich fühle mich verpflichtet, die Truppen nicht völlig um den verheißenen Lohn zu bringen; soll ich das Heer auflösen, muß ich jedem einzigen Soldaten desselben eine Summe überweisen können, die nicht gar zu weit hinter seinen Erwartungen zurückbleibt."

„Aber es ist unmöglich, Herr Herzog," rief Lannoy entrüstet, „diese stets sich steigernden Forderungen zu erfüllen. Sollte Se. Heiligkeit sich wirklich zu der sehr hohen Summe von 150,000 Dukaten noch verpflichten, eine höhere zu geben scheitert an der Unmöglichkeit, sie überhaupt aufzubringen."

„Wenn von der Herbeischaffung einer Viertelmillion Dukaten das Schicksal einer Stadt, wie Rom es ist, abhängt," entgegnete der Herzog, „so

würde es dem Patriotismus seiner Einwohner wohl ein Leichtes sein, dieses Geld aufzubringen. Wie, sind die Kirchenfürsten dieser Stadt, sind ihre reichen Nobili nur dazu gemacht, um durch Verschwendung und durch Prunksucht in Zeiten des Glückes zu glänzen, während sie in Tagen der Bedrängniß ihre Schätze verschließen? Sprecht mir nicht davon, Hoheit, daß Rom zu arm sei, um eine, um mehrere Millionen vielleicht zu seiner Befreiung zu zahlen; mit größerer Leichtigkeit ist einer eroberten Stadt noch größere Beute abgezwungen worden."

„Der Kaiser aber wünscht, daß Ihr dem Friedensvertrag mit dem Papste nachzukommen Euch entschließet. Sagt selbst, ist dies Eure Armee oder die Sr. kaiserlichen Majestät, dessen Befehlen zu gehorchen sie verpflichtet ist?"

„Wenn eine Armee Demjenigen zunächst gehört, der für ihr Wohl und ihre Bedürfnisse sorgt oder Dem, der sie seit Jahresfrist sich selbst überlässt," erwiderte der Herzog in stolzem Tone, „so kann Ew. Hoheit die Beantwortung dieser Frage nicht schwer fallen. Fern sei es von mir, die dem Kaiser verpflichteten Truppen zur Empörung verleiten zu wollen, Ew. Hoheit möge demnach selbst versuchen, ob der Befehl des Kaisers ihnen gegenüber ausführbar sei."

„Bei Gott, das will ich," rief Lannoy zornig,

„ich werde wenigstens versuchen, die Spanier und die Italiener zu ihrer Pflicht zurückzuführen."

Der Herzog blickte sich im Kreise seiner Feldhauptleute um. „Sagt Ihr Sr. Hoheit, welchen Erfolg er von seinem Versuche erwarten darf," sprach er.

Graf Giara verneigte sich vor dem Vicekönig. „Wollen Ew. Hoheit mir einen Rath gestatten," sagte er ehrerbietig, „so ist es der, sich mit solchem Ansinnen in das Lager nicht hinauszuwagen. Der Zorn der Truppen könnte sich gegen Ew. Hoheit Haupt selbst wenden; sie lassen sich zur Umkehr nicht zwingen."

„Wie, mir das, der allein hier in Italien die Person Sr. kaiserlichen Majestät vertritt?" entgegnete Lannoy empört. „Ihr täuscht Euch, Graf Giara, sofort will ich zu den Spaniern sprechen."

„Es würde Ew. Hoheit ergehen, wie del Guasto, der die Armee verlassen musste, weil dieselbe ihn für einen Rebellen erklärte," sagte Graf Giara.

Oranien, Ferrante Gonzaga und die übrigen Generäle stimmten seinen Worten bei, den Vicekönig zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen; dieser jedoch fühlte sich in seiner Eitelkeit durch den Gedanken verletzt, daß man ihm so wenig Autorität über die Truppen zutraue, die er einst selbst geführt.

Der Herzog von Bourbon bemerkte seinen

inneren Kampf. „Ew. Hoheit sind mein Gast," sagte er ernst, „ich bin daher verpflichtet, Euch zu schützen. Wollt Ihr einige Worte an die Truppen richten, so lasst es in meiner Gegenwart geschehen, welche genügen wird, Euch einen möglichen Angriff fern zu halten."

Es war dem Vicekönig durchaus kein angenehmer Gedanke, sich nun auch noch unter den Schutz des Mannes stellen zu sollen, welchen sein Uebergewicht empfinden zu lassen er eigentlich hergekommen, doch es blieb ihm keine Wahl. Er schritt an des Herzogs Seite vor das Zelt hinaus; die Feldhauptleute ließen durch den Schlag der Trommeln die Truppen versammeln, die, einen weiten Kreis um die Führer bildend, der ihnen zu machenden Mittheilung harrten. Charles Bourbon konnte jedoch des Erfolges dieses Unternehmens ziemlich gewiß sein. Der Vicekönig hatte bei den Truppen niemals eine allzu große Beliebtheit besessen; sie achteten weder sein Feldherrntalent noch seine Tapferkeit, und hatten seit seiner Entfernung von ihnen fast völlig ihn aus der Erinnerung verloren.

Die ersten Worte, die er an sie richtete, genügten daher, ihn zu überzeugen, daß sein Erscheinen bei ihnen seinen Zweck gänzlich verfehlte. Wie Meeresbranden erhob sich sofort nach dem Beginne seiner Rede der Widerspruch des gesammten Heeres, unterbrochen nur von den dazwischen-

tönenden Rufen: „Nieder mit den Unterhändlern, es lebe unser Herzog von Bourbon.“

Vergebens suchte Lannoy sich Gehör zu verschaffen; der Herzog sah sich endlich genöthigt, in das Mittel sich zu legen.

„Gestatten Ew. Hoheit mir ein Wort an die Truppen,“ sagte er, „mich werden sie hören und was Ihr ihnen sagen wolltet, will ich selbst ihnen mittheilen.“

Er winkte gebietend mit der Hand, indem er einige Schritte weiter in den Kreis trat. Die Soldaten verstummten allmälig, als sie bemerkten, daß ihr Held zu ihnen reden wollte, Charles Bourbon konnte ungehindert sprechen.

„Ihr, meine tapferen Hauptleute, und Ihr, meine getreuen Soldaten,“ begann er mit tönender Stimme, „was Ihr dem Abgesandten Eures Kaisers, meines Herrn, auszusprechen verweigertet, Ihr werdet es von Eurem Feldherrn hören, den Ihr bisher geliebt und der Eure Anhänglichkeit von ganzem Herzen stets erwiderte. Se. Hoheit, der Vicekönig von Neapel, ist zu Euch gekommen, Euch, die Ihr früher seinen Fahnen folgtet, wieder mit sich hinwegzuführen, Euch aufzufordern, dieses Land zu räumen, das uns seine Bedrücker nennt. Ich, meine Tapferen und Getreuen hindere Euch nicht, Demjenigen zu folgen, welchen Ihr dem Andern vorzieht, Ihr habt zu wählen zwischen ihm und mir und wollt Ihr mich verlassen, soll kein Wort

des Vorwurfes Euch treffen, daß Ihr also gehandelt."

Er schwieg und trat zurück neben Lannoy, der erwartungsvoll der Wirkung seiner Worte harrte; doch kaum hatte der Herzog geendet, als auch schon die tausendstimmige Antwort erschallte:

„Wir brauchen keinen andern Führer als Euch, wir gehen mit Euch und sei es in Tod und Hölle," eine Erwiderung, an die sich jubelnd der Ruf: „Es lebe Bourbon, unser Feldherr," schloß.

„Werden Ew. Hoheit jetzt sich überzeugen, daß es unmöglich sei, dies Heer von seinen Vorsätzen abzubringen?" fragte der Herzog den Vicekönig, der finster mit übereinander geschlagenen Armen neben ihm stand. „Oder wollt Ihr es noch einmal versuchen, sie zu bewegen, mit Euch zu gehen?"

„Nicht im Geringsten," war die ironische Entgegnung, „ich habe mich überzeugt, daß über diese Horde wüthender Teufel Ihr allein der Herr und König seid."

Der Herzog überhörte den Hohn dieser Worte. „Und damit Ihr sehet, Hoheit, daß ich nicht als Rebell den Befehlen des Kaisers entgegenhandle," fuhr er fort, „will ich Euch Sr. Majestät letzten Brief zeigen, in welchem er mir selbst den Wunsch ausspricht, seine Truppen nicht aus dem päpstlichen Gebiete zu ziehen, bevor ich sie nicht in einer oder der andern Weise bezahlt gemacht."

Er winkte grüßend seinen Soldaten zu, die

unter erneuten Jubelrufen sich zu zerstreuen begannen und kehrte mit Lannoy in sein Zelt zurück, ihm den erwähnten Brief zu geben, den der Vicekönig mit innerem Verdrusse hastig überflog.

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung musste er daraus ersehen, daß sein mit dem Papste geschlossener Vertrag nur scheinbar von dem Kaiser angenommen sei, wenn, wie er ausdrücklich an Bourbon bemerkte, sich nichts Besseres erzwingen ließe.*) Ohne ein Wort zu sprechen reichte Lannoy den Brief zurück.

„Ew. Hoheit sehen, daß auch ich dem Befehle Sr. kaiserlichen Majestät gehorche, indem ich meine Truppen auf italienischem Gebiete festhalte," bemerkte Bourbon sehr ruhig.

„Ich verstehe nicht recht, Herr Herzog, weshalb Ihr mir diesen Brief nicht sofort zeigtet, bevor ich noch ein Wort an die Truppen zu richten versuchte," brauste Lannoy auf.

„Um Ew. Hoheit von meiner Bereitwilligkeit zu überzeugen," antwortete Charles Bourbon mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ihr wolltet Euch in Eurem Vorhaben, die Soldaten anzureden, auch durch den Rath meiner Capitaine nicht hindern lassen; ich konnte nichts thun, als Euren Wünschen entsprechen. — Doch gestattet mir jetzt Euch zu ersuchen, an einem frugalen Mahle in meinem Zelte

*) Dieser Brief war von Ende März datirt. Buchholtz.

Theil zu nehmen, wie es das Lager eben nur zu bieten vermag. Ihr werdet dadurch zu der Einsicht gelangen, daß unser Leben hier kein Leben des Ueberflusses sei."

Der Vicekönig warf ihm einen Blick des Ingrimms zu, suchte jedoch seinen tiefen Unmuth zu verbergen; so sehr er auch in diesem Augenblicke dem Herzoge zu grollen Ursache hatte, es lag ihm daran, die weiteren Pläne desselben zu erfahren; ohne Zögern nahm er deshalb die gebotene Einladung an.

Charles Bourbon machte indessen aus diesen Plänen durchaus kein Geheimniß; er theilte Lannoy mit, daß es seine Absicht sei, durch das Vorrücken gegen Rom mit dem Papste einen für die Armee günstigeren Vertrag zu erreichen und dann seine Truppen in das neapolitanische Gebiet zu führen.

„Gedenkt Ihr Rom zu belagern, einzunehmen, mein Prinz?" fragte Lannoy zweifelhaft.

„Dies, Hoheit, hängt von dem Entgegenkommen der Römer und des Papstes ab," antwortete der Herzog. „Ich habe die Absicht, dem Letzteren die betreffenden Vorschläge zu machen, und nimmt er sie an, Rom gänzlich zu verschonen."

„Doch im entgegengesetzten Falle, der hier der wahrscheinlichere ist?" fuhr Lannoy fort.

„Dann muß ich durch die Einnahme des Vaticans den Papst zu den gemachten Vorschlägen

zwingen. Ihr werdet mit mir der Meinung sein, daß für die Truppen irgend etwas geschehen muß. Ich wenigstens habe die Absicht, ihre Wohlfahrt allem Andern voranzusetzen; sie sind meine Familie, meine Freunde geworden, seit ich durch das Schicksal gezwungen wurde, mein Loos mit ihnen zu theilen."

„Ihr beschließt also, Rom ihnen zur Plünderung zu überweisen?"

„Ich hasse die Barbarei der Plünderung und werde sie auch der schönen Stadt zu ersparen suchen, so viel ich kann, doch vermag ich durchaus nichts von dem Papste und den Bürgern zu erreichen, so muß ich sie für zwei oder drei Tage gestatten nach dem Kriegsgebrauche, der Euch selbst genügend bekannt ist."

„Vorausgesetzt, daß die Stadt in Eure Gewalt kommt," meinte Lannoy. „Glaubt nicht, daß die Römer nicht auf ihrer Hut sein werden. Erfahren sie, daß der geschlossene Vertrag nicht zur Ausführung gelangt, so werden sie sich in Vertheidigungszustand setzen, während Ihr, Herr Herzog, nicht einmal mehr über Geschütze zu gebieten habt, wie ich bei meiner Ankunft im Lager bemerkte."

„Ich zweifle an keiner Möglichkeit," erwiderte der Herzog, „auch nicht an dieser: ohne Geschütze eine Stadt einnehmen zu können, wenn ich meine Leute führe."

„Viel behauptet, Herr Herzog," sagte Lannoy

spöttisch, „ich wünsche Eurem Vorhaben den besten Erfolg."

„Ich danke Ew. Hoheit für diesen Wunsch, den ich als eine gute Vorbedeutung nehme," antwortete der Herzog in gleichem Tone. „Ferrante," fügte er hinzu, sich an den jüngeren Gonzaga wendend, der ihm gegenüber saß, „theiltest Du mir nicht vor einigen Tagen mit, daß Deine edle Mutter sich nach Rom begeben?"

„Es ist so, mein Prinz," erwiderte der junge Krieger. „Madama Isabella wollte für meinen Bruder Ercole sich um die Cardinalswürde bemühen."

„So gieb ihr Nachricht, daß der Zug nach Rom jetzt unwiderruflich entschieden sei," sprach der Herzog, „daß sie entweder die Stadt verlasse, oder sich für alle Fälle rüsten möge, einer Belagerung Stand bieten zu helfen."

„Ich werde Euch gehorchen, mein Feldherr, doch wird meine Mutter schwerlich sich dazu verstehen, Rom zu verlassen."

„Das sieht der heldenmüthigen Frau sehr ähnlich, die nicht leicht von einem Platze weichen mag, selbst wenn Gefahr ihr droht," sagte Charles Bourbon. „Möge ihre Kühnheit nicht auf eine zu harte Probe gestellt werden!"

„Ihr sprecht, mein Prinz," warf Lannoy ein, „als ob Ihr mit Euren siegenden Schaaren schon mitten in der Stadt ständet."

„Mögen Ew. Hoheit daran nicht zweifeln, daß wir bis dorthin gelangen," rief der Prinz von Oranien feurig; „unter einem Führer, wie unser Herzog es ist, sind wir des Sieges gewiß."

Die übrigen Versammelten antworteten mit lebhaftester Zustimmung; die Becher klangen zusammen.

„Auf Rom und unsern Feldherrn," tönte es jubelnd durch das Zelt.

Der Vicekönig verließ bereits am andern Tage das Lager der Kaiserlichen, um sich nach Siena zurückzubegeben, von wo aus er dem Papste Bericht über seine verfehlte Mission erstattete. Sein Herz war voll Wuth gegen den Herzog von Bourbon, der ihm eine Niederlage bereitet, die seiner Eitelkeit empfindlicher war, als eine verlorene Schlacht.

Die Briefe, welche er seinem Schreiber diktirte, wurden häufig durch Aeußerungen seines Zornes unterbrochen, die sich gegen den Urheber all seines Mißgeschickes während der letzten Wochen richteten.

„Dieser Rebell, dieser Verräther an seinem Herrn konnte es wagen, mich lächerlich vor dem gesammten Heere zu machen," murmelte er, „während er den hinterlistigen Brief des Kaisers bereits in der Tasche trug, ließ er mich zum Gespött und Hohn seiner höllischen Banden werden.

Wüsste ich eine Möglichkeit, ihm noch einen Stein in seinen Weg zu werfen, den er so siegesgewiß betritt, ich thäte es mit Freuden."

Von dem Papier, über welches er sich bisher tief gebeugt, erhob sich das scharfgeschnittene Antlitz Cesare Gilberti's, der, seit der Herzog von Bourbon ihm das Leben geschenkt, sofort in des Vicekönigs Dienste getreten, dessen Gesinnungen für den Herzog er genügend kannte, um sich der Hoffnung hinzugeben dem Letzteren dereinst schaden zu dürfen.

„Und was hindert Ew. Hoheit," begann er in einschmeichelndem Tone, „dem Herrn Herzog einen Stein nachzuschleudern, bevor er sein erträumtes Ziel erreicht?"

„Worin sollte dieser bestehen?" fragte Lannoy. „Er herrscht wie ein König in seiner Armee, die sich gleich ihm durch nichts und Niemand mehr zurückhalten läßt."

„Der sicherste Stein, der jeden Menschen zurückzuhalten vermag, heißt — der Tod," sagte Cesare Gilberti langsam und nachdrücklich.

„Könnte ich einen Blitzstrahl des Himmels auf sein verrätherisches Haupt herabbeschwören," rief der Vicekönig, „ich thäte es nicht mehr wie gerne, doch Himmel und Erde scheinen sich zu seinen Gunsten gegen mich zu verbünden."

„Eines Blitzstrahles bedarf es nicht immer, wenn ein guter Dolch dasselbe zu leisten vermag," sagte Gilberti kaltblütig.

„Was willst Du damit sagen?" herrschte Lannoy ihn an.

„Ueberlasset Eure Rache mir, Hoheit," sprach der Versucher kühn, „ich bürge Euch dafür, daß Euer Feind bis Rom nicht gelangt."

Der Vicekönig schwieg; der Vorschlag, überraschend wie er kam, hatte seinen Zorn plötzlich ernüchtert; wie tief er auch den Herzog hasste, es bedurfte für ihn der Ueberwindung, auf den meuchlerischen Rath seines Untergebenen ohne Weiteres einzugehen.

„Was Du mir vorschlägst ist ein — Mord," sprach er zaudernd.

„Soeben wünschten Ew. Hoheit seinen Tod," sagte der Italiener ruhig. „Was man als eine Himmelsfügung anzusehen geneigt wäre, wenn eine elementare Gewalt es herbeiruft, wir nennen es ein Verbrechen, wenn eine irdische Hand der Vorsehung nachgeholfen; doch in der Sache ist es eins. Bedenken Ew. Hoheit," fuhr Gilberti mit erhöhter Lebhaftigkeit fort, als er von dem Vicekönig keine Antwort erhielt, „daß dieses Mannes Leben einzig und allein zwischen Italiens Verderben und seinem Frieden steht. Die Armee hängt an ihm, sie hat geschworen, ihm allein zu folgen, man nehme ihr den Führer und sie wird rathlos sich zersplittern, wenn ihr das Haupt fehlt, das sie bisher leitete."

„Das spricht aus Dir die Liebe zu Deinem Vaterlande, Gilberti," bemerkte der Vicekönig,

„Du denkst an Deine Interessen, nicht an meine Rache.“

„Ich glaube bemerken zu dürfen, daß die Interessen Ew. Hoheit und die meinen diesmal nicht fern auseinander liegen,“ war die trockene Entgegnung. „Ja denn, ich gestehe es ein, ich glaube meinem Vaterlande den größten Dienst zu leisten, wenn ich dasselbe von dieser Kriegsfurie befreie, deren Haupt der Herzog ist.“

„Ich mag Dir keinen Mord befehlen,“ sagte Lannoy noch immer zögernd.

„Des Befehles bedarf es auch nicht, Hoheit, nur der Zusicherung Eures ferneren Schutzes, was immer ich unternehmen möge.“

„Dir scheint ein zu begehendes Verbrechen keine Gewissensunruhe zu verursachen.“

„Größer, als das meine, sind die Verbrechen jener Fürsten und angesehenen Herren, welche ihrem Ehrgeize ganze Länder und Nationen aufopfern,“ sagte der Italiener mit kalter Ruhe. „Blicken Ew. Hoheit um sich auf dieses zertretene, verwüstete und ausgeplünderte Land, in welchem jeder Schritt, den seine Machthaber thaten, es sich zu gewinnen, mit Blut und Mord und frechem Raube bezeichnet ist. Und ich sollte Anstand nehmen, mein Gewissen mit einer That zu belasten, die im Vergleich zu jenen eine armselige und geringfügige ist?“

„Du standest einst selbst in dem Dienste des Herzogs?“

„Das that ich nur, um seine Pläne auszuforschen und hierdurch ihn in meine Gewalt zu bekommen. Er jagte mich jedoch mit Schimpf und Schande davon, setzt Ihr voraus, daß ich ihm dafür wohl will?“

„Sicherlich nicht, doch sagtest Du nicht, was Du bei ihm verbrochen.“

„O nichts, das der Erwähnung werth gewesen,“ meinte Gilberti gleichgültig. „Der Herzog führte unter seiner Dienerschaft, als er von Spanien kam, ein schönes Mädchen mit sich, das er in Pagenkleider gesteckt, um sie dem Begehren Anderer sicherer zu verbergen. Ich suchte einst der kleinen Närrin einen Kuß zu rauben, als ihr Herr auswärts war; unglücklicher Weise kam er dazu — das Uebrige können Ew. Hoheit errathen.“

„Vollkommen gut; ich staune nur, daß Bourbon Dich frechen Burschen so leichten Kaufes entkommen ließ.“

„Dies war durchaus nicht seine Absicht,“ sagte Gilberti spöttisch lächelnd. „Er hatte, während ich in seinem Hause war, stets vollkommene Gleichgültigkeit und erhabene Tugend seinem verkleideten Pagen gegenüber geheuchelt. Bei jener Dazwischenkunft verrieth sein Zorn mir jedoch, daß ich arg in seine Rechte eingegriffen haben müsse — er verurtheilte mich zum Tode, doch kam es nicht so weit.“

„Du hattest offenbar Gelegenheit, Dich zuvor davonzumachen.“

„Das nicht, Hoheit, die Bitten seiner Geliebten, sagte man mir, hatten mich gerettet; er begnügte sich zum Abschiede mir eine Tracht Schläge geben zu lassen. Ganz ungestraft mich ziehen zu sehen, schien ihm mit seiner Zärtlichkeit für seinen schönen Pagen unverträglich."

„Und was ist aus Deiner Retterin geworden?" fragte Lannoy.

„Haben Ew. Hoheit sie im Lager nicht gesehen? Sie hat sich durch die Beschwerden dieses Winterfeldzuges nicht hindern lassen, ihren Herrn zu begleiten."

„Ich hatte im Lager wichtigere Dinge zu bedenken, als nach Weibern zu schauen. Vielleicht hat er sie auch absichtlich meinen Blicken entzogen."

„Das wäre dem Herzoge sehr ähnlich. Ich habe mir erzählen lassen, daß er sie eifersüchtig, gleich einem Schatze, bewachen läßt. Er hat seit einiger Zeit mit Bezug auf sie die Maske abgeworfen; jeder Einzige seiner Soldaten weiß jedoch, daß er das Eigenthum des Feldherrn kaum mit den Blicken anrühren darf, will er sich nicht der Unannehmlichkeit aussetzen, sofort gehenkt zu werden."

„Du scheinst über die Vorgänge im Lager Bourbons genau unterrichtet," bemerkte der Vicekönig.

„Ich habe stets danach gestrebt, möglichst Genaues von dort zu erfahren und es ist mir bisher geglückt. All diese Nachrichten können mir

bei künftigen Unternehmungen nur von Nutzen sein.“

„Du bist also fest entschlossen, jenen — Plan auszuführen? Erinnere Dich, daß nicht in meinem Auftrage Du Dich dazu anschickst.“

Gilberti schoß einen höhnischen Blick nach dem Sprecher. „Ew. Hoheit mögen unbesorgt sein, ich werde auf meine eigene Verantwortung handeln und die Genugthuung wird mein Lohn sein, für mein Vaterland das geleistet zu haben, was ich vermochte.“



Charles Lannoy



Cesare Gilberti!

Viertes Kapitel.

Der Monat April nahte seinem Ende; die schweren Regenwolken, welche so lange den Himmel verdunkelt, hatten lichteren Tagen Platz gemacht; rings prangten die Bäume im roth und weißen Blüthenkleide, der Crocos erhob die blauen Augen aus dem duftigen Grün der Wiesen, die wilde Heckenrose zeigte schüchtern die ersten Knospen.

Doch die sonst üppigen Getreidefelder lagen unbebaut inmitten all der schimmernden Frühlingspracht, das Landvolk entfloh scheu von der kaum begonnenen Arbeit, sobald es die Züge gefürchteter Krieger nahen sah, deren Schaaren sich jetzt in unaufhaltsamer Schnelle gegen Süden wälzten. Am Ufer des Sees von Trasimene wurde am Abend eines hellen Lenztages das Lager der Truppen aufgeschlagen; die Soldaten waren fröhlich und guter Dinge, in wenigen Tagen hoffte man bereits Rom zu erreichen, für sie das Ende einer langen Reihe namenloser Entbehrungen.

Der Herzog hatte soeben mit Philibert von Oranien und den andern Führern den Platz des Lagers bestimmt, dann schwang er sich vom Pferde und trat an den Gepäckwagen, auf welchem Myrrha und L'Hôpital die Züge der Truppen zu begleiten pflegten, wenn nicht, wie es bei schwierigen Gebirgspässen der Fall war, die Soldaten das Mädchen, ihres Feldherrn Lieb, wie sie sie nannten, auf einem kunstlos gezimmerten Sessel, zuweilen auch auf ihren Armen trugen. Die Anbetung und Verehrung, welche sie für das schöne Geschöpf empfanden, war vielleicht die einzige weiche Stelle in diesen verwilderten Gemüthern; es hätte nicht, wie Gilberti es behauptete, einer Todesdrohung bedurft, um das Mädchen, welches ihrem Helden so theuer war, vor jedem rohen Angriffe zu schützen.

Auch heute hatten sie, in Ermangelung besserer Dinge, die sie ihr darzubringen vermocht, den Wagen, auf welchem sie saß, mit Blumen gefüllt, die sie im Vorbeimarsch in Wiesen und Gärten gepflückt, blühende Zweige, Anemonen und Veilchen. Ranunkeln und Narzissen bildeten um Myrrha einen Blumenthron. Der Herzog lächelte, als er es gewahrte.

„Sieh, wie man Deinen Wagen heute geschmückt, mein Lieb," sagte er, indem er sie von ihrem Sitze herabhob. „Meine Soldaten hatten Recht, Dir diese Blumenopfer zu bringen, bist Du

doch unseres wilden Lagerlebens einzige und holdeste Blüthe und aller Blumen Königin."

Er führte sie während seiner Worte in sein Zelt, an welches seine Krieger soeben die letzte Hand gelegt.

„Doch, weshalb hast Du diese hässlichen dunkelrothen Blumen gerade zum Strauße für Dich ausgewählt?" sprach er, auf einige brennendrothe Mohnblüthen deutend, die Myrrha in den Gürtel ihres Pagenkleides gesteckt.

„Gefallen sie Dir nicht, mein Gebieter?" fragte sie. „Sie waren die einzigen dieser Art unter den vielen Anderen, doch lege ich sie sofort ab, wenn Du es wünschest."

„Ich kann sie nicht an Deinem Kleide sehen," entgegnete er, sie aus ihrem Gürtel nehmend, „diese rothe Farbe ist mir zuwider, sie erinnert mich an die Ströme von Blut, die in Kurzem abermals fließen werden; als ich sie vorhin erblickte, sahen sie mir wie eine Wunde an Deinem Herzen aus."

„Nicht doch, mein theurer Herr, welche schrecklichen Phantasiegebilde und gerade heute, wo um uns die Herrlichkeit des Frühlings blüht, wie nie zuvor. — Sieh dorthin, wie die Höhen fern am See sich in Purpur kleiden, wie ihr Bild hellstrahlend sich in seinen lichtgrünen Fluthen badet. Komm, Père L'Hôpital," wandte sie sich an den in diesem

Augenblicke Nahenden, „hilf mir unsern geliebten Herrn zu überzeugen, wie schön, wie einzig schön die Welt um uns sei.“

„Bedarfst Du meiner Hülfe dazu, mein Haidekind?“ fragte der Gelehrte. „Deiner kleinen Hand wird es wohl sicherer gelingen als mir, die Wolken von seiner edlen Stirn zu streichen.“

Der Herzog hatte Myrrha's Hände ergriffen. „Dein melancholischer Geliebter macht Dir, wie so oft schon, Noth,“ sagte er, sich zum Scherze zwingend, „weiß ich doch selbst kaum, woher heute so plötzlich wieder das alte Leid über mich gekommen. — Begleite mich noch bis an den See hinab, mein süßes Lieb, und auch Du L'Hôpital; ich möchte von jenem Hügel aus die Sonne untergehen sehen.“

Sie gingen schweigend zu der von ihm bezeichneten Stelle, die sich nur wenige hundert Schritte hinter den Zeltreihen des Lagers befand und einen weiten Blick über den See und seine Ufer gewährte. Die Strahlenkrone war bereits von der Stirn der Herrscherin des Tages gefallen, ein feuriger Ball nur noch schwebte sie über den sanft geschwungenen Höhen, welche den klaren Spiegel des Trasimener Sees begrenzten. Purpurne und violette Wolken wurden weit im Umkreise der sterbenden Sonne an dem Firmamente sichtbar, ihre Prachtgewänder schienen in die klaren Tiefen zu tauchen, mit ihrem

schimmernden Saume blendende und goldene Streifen zu zeichnen, wie sie eben jetzt auf den Wellen des leicht sich kräuselnden Wassers zitterten.

Aus den grünen Fluthen erhoben sich inmitten des Sees drei hainbewachsene Inseln; die Wipfel der Oliven, der Platanen, welche der Abendwind leise schaukelte, erglänzten im letzten Strahl des Tagesgestirnes noch grünlich golden, während an ihrem Fuß bereits die Schatten tief sich lagerten. Drüben am Ufer tauchten die Häuser zerstreuter Dörfer auf, welche bisher die Kriegsfurie verschonte, hier und da blinkte ein einsamer Feuerschein aus einer der niedrigen Hütten, der vor der Gluth des Himmels, der Farbenpracht des Sees klein und ärmlich zurücktritt.

Doch jetzt auch fallen schon breite Schatten auf die Purpurfluthen des Wassers, das dunkle Roth macht einer matteren Färbung Platz, die Höhen beginnen sich in bläulichen und violetten Duft zu hüllen, schon ist der Sonnenball zur Hälfte gesunken, jetzt liegt auch Dämmerung auf dem Plataneneiland mitten im See, die Lichter drüben am Ufer beginnen stärker zu flimmern, auf der Wiese drunten am See haben die Crocosblüthen ihre Kelche geschlossen, die wilden Narzissen nicken leise, wie in tiefem Traume.

Der Herzog und seine Begleiter waren stumm dem Schauspiele vor ihnen gefolgt; jetzt auch rauschte es in den Kronen der Pinien über ihnen, der

Nachtwind wehte kühl von dem in leichte Nebel gehüllten See herauf.

„Du zitterst, Myrrha," sagte Charles Bourbon, seinen Mantel um die plötzlich erschauernde Geliebte schlagend, „wollen wir hinabgehen?"

„Nein, nein, es ist nicht Kälte, die mich zittern ließ," antwortete sie. „Ich weiß es selbst kaum, was soeben wie Todesbangen mir durch die Seele zuckte."

Er hatte mit ihr auf einem gestürzten Baumstamme Platz genommen, der quer über dem kleinen Plateau lag, auf welchem sie sich befanden. Der letzte Strahl der Sonne war hinter den Höhen verschwunden, doch über den dunkler werdenden Ufern flammte noch immer die volle Pracht des abendlichen Himmels — dem prunkenden Gefolge gleich, welches die scheidende Königin geleitet, — dann schwand auch dieses vor dem langsam sich senkenden Schleier der mächtigen Siegerin, der Nacht.

„Vermagst Du es zu deuten, L'Hôpital," wandte sich Charles Bourbon an den Gelehrten, der einige Schritte von ihm entfernt auf einem Steine saß, „jenes räthselhafte Gefühl der Trauer, das uns bei dem Scheiden der Sonne beschleicht? Gieb uns eine Erklärung desselben, mein Philosoph, denn auch mein geliebtes Kind hier, ich weiß es, ist davon erfasst."

„Mein gnädiger Herr," antwortete der vorsichtige Arzt, der seines Gebieters trübe Stimmung

nicht vermehrt wissen wollte, „für einen Sonnenuntergang wie den heutigen weiß ich nur eine Deutung: wenn so viel strahlende Wolken sich bei Anbruch des Abends sammeln, gibt es in den nächsten Tagen abermals viel Regen."

Der Herzog lachte unwillkürlich. „Du alter Stoiker, der mit trockenen Wetterberechnungen die Weihe dieses herrlichen Abends kreuzt. So ganz verschloß sich meine Seele, trotz aller Stürme, die darüber hinzogen, noch nicht der Zauberallmacht jener ewigen Natur, die, wie Du ja selbst behauptest, uns in ihrem steten Wechsel daran mahnt, daß auch wir der Vergänglichkeit bestimmt sind, um Anderen oder Besseren Platz zu machen. In frühester Jugend schon, als noch mein Leben glückverheißend vor mir lag, war es mein Wunsch, dereinst so sterben zu dürfen, wie ich zuweilen die Sonne sinken sah, von einem Feuermeere ewigen Ruhmes umgeben."

Er schwieg für einige Minuten, sein Auge blickte sinnend in die Dämmerung hinaus; Myrrha erhob ihr Haupt von seiner Schulter, an der es bisher geruht.

„Und genügt Dir der bisher erworbene Ruhm nicht, mein theurer Gebieter?" fragte sie sanft. „Wer kam Dir gleich bisher an Heldenkühnheit und an Unbesiegbarkeit?"

„Bemerktest Du den Schatten, der sich verdunkelnd über das strahlende Bild von vorhin

legte?“ entgegnete er schwermüthig. „Er war fast stark genug, all jenen Glanz des Himmels auszulöschen, der uns zuvor entzückte. So war es auch mit meines Lebens blutig erkämpftem Ruhme. Ein Schatten fiel darauf, den aller spätere Glanz nicht mehr zu löschen vermag.“

„Und dennoch überwand die Sonne siegreich jene Schatten und sank fleckenlos von Licht und Purpur umgeben in ihr Grab.“

„Geliebtes Kind! Du weißt mit Deinen süßen Worten jeder Sache eine Deutung zu geben, die trostspendend in die dunkle Seele fallen muß. Wie Wolken liegt es trotzdem auch auf Deinen holden Zügen und durch Deine Stimme zittern verhaltene Thränen.“

„Vielleicht ist es die drohende Nähe der kommenden Ereignisse, die mir das Herz mit Bangigkeit erfüllt, mein Gebieter,“ erwiderte Myrrha, sich gewaltsam bekämpfend, „wie oft schon theilte ich die Schrecken des Krieges mit Dir, doch, wie sehr ich auch stets mich um Dich sorgte, wenn Du zum Kampfe zogest — diesmal ist meine Angst dennoch größer, als je zuvor.“

„Das ist nicht unbegreiflich, mein Kind,“ ließ sich L'Hôpital vernehmen, „wird es voraussichtlich doch auch ein blutiger Kampf werden, der vor den Mauern Roms entbrennen soll und was Dich doppelt vor dem Kommenden erzittern läßt, ist das Bewußtsein, daß Du jetzt das Glück gekannt.“

„Du hast wohl Recht, Père L'Hôpital," sagte Myrrha träumerisch, „es gab eine Zeit, in der dieses Leben von mir werfen zu müssen, mir ein geringes Opfer erschien. Das war, als sich mein wildes thörichtes Herz in heißem Sehnen nach Dir, mein theurer Herr, beinahe verzehrte. Oft strebte ich damals, den dunklen Schleier zu zerreißen, der mir meine Zukunft verhüllte; hatte sie doch einzig und allein nur Werth für mich, wenn ich hoffen konnte, jemals mir Deine Liebe zu erringen, ohne welche mir mein Dasein ewig trübe und farblos erschien. Und jetzt, da Du mich an Dein Herz gezogen," fügte sie mit bebender Stimme kaum hörbar hinzu, „jetzt möchte ich an dieses Leben mich mit tausend Ketten fesseln und jeder Tag erscheint mir als ein köstliches Geschenk, den ich vereint mit Dir, Geliebter, zubringen darf."

Der Herzog antwortete nicht, er drückte sie fester an sich und küßte ihr lockiges Haar, auf das der Nachtthau seine Perlen streute. Von ferne klang der Lärm des Lagers bis zu ihnen herauf, durch die Wipfel der Bäume flatterte ein verirrter Vogel, der sein heimisches Nest suchte, an dem dunkelblauen Himmel begannen Tausende von Sternen zu schimmern.

„Das ist Menschennatur," sprach L'Hôpital, „das unbegehrte Geschenk des Lebens geringe zu schätzen, sobald es das Geschick nicht mit den ersehnten Gaben schmückt. Doch halte ich meine An-

sicht aufrecht, daß es besser sei, im Streben nach Unerreichbarem ein ganzes volles Dasein zu verzehren, als das Verhängniß schon zuvor zu wissen, dem unsere Kraft erliegen soll."

„Mein Philosoph," sagte Charles Bourbon, „Du liebst es, einem dunklen Schicksalswalten, welches Du Verhängniß nennst, unseres ganzen Daseins Wohl und Wehe anheim zu geben. Dem eigenen Willen, unser Schicksal zu lenken, traust Du ebenso wenig Kraft zu, als jenem höheren Willen, den wir in der Gottheit verehren."

„Ich weiß es wohl, daß mein gnädiger Herzog allezeit ein guter Christ geblieben."

„Ein wenig mehr allerdings, als meine beiden Heiden," lächelte der Herzog. „Du mein alter Freund und meine geliebte Myrrha, die mir unlängst gestand, sie bete nur zu einer Gottheit und diese sei ich selbst. Nein, nein, es darf nicht blindes Zufallswalten sein, was unser Handeln, unser ganzes Streben leitet."

„Ich nenne das Verhängniß, an welches ich glaube, kein blindes Zufallswalten, gnädiger Herr; ich meine jedoch, daß es über unserm Leben als unerbittlich festes Machtwort bereits stand, noch ehe wir zum Dasein erwachten, daß wir mit unserm Thun und Lassen es niemals zu wenden, es nicht von uns zu lenken vermögen, ja, daß auch unser Wille der dunklen Macht anheim fällt, die ihm unabläßig in die Hände arbeitet."

„Dann wäre einer der stärksten Hebel hierfür unsere Unkenntniß des Kommenden," erwiderte der Herzog. „Vielleicht hast Du so Unrecht nicht; wie viele unserer Handlungen würden unterbleiben, sähen wir die unausbleiblichen Folgen derselben voraus. Auch ich," fügte er mit tiefem Seufzer hinzu, „würde wohl nie mein Vaterland verlassen haben, hätte ich die tausend Schmerzen vorher zu erschauen vermocht, die mir dieser Schritt bereitet."

„Um Euer Schicksal zu erfüllen, mein gnädiger Herr," sprach L'Hôpital ernst, „liehen selbst die hohen und herrlichen Eigenschaften Eures Charakters ihre Dienste. Und Ihr wolltet daran zweifeln, daß nicht Euer eigener freier Wille, daß es eine Macht war, stärker noch als dieser, der Eures Lebens Kreis geschlossen?"

„Mit Dir, mein Philosoph, ist schlecht zu kämpfen," sagte der Herzog, mit der Hand über die Stirn streichend, „ich sträube mich dagegen, Deine Gründe anzuerkennen, die mir nichts Tröstliches enthalten. O, es ist Pein, Vergangenes zu wecken, das alle Reue dieser Erde nicht mehr zu wenden vermag und es ist doppelte Pein, die Oede einer Zukunft im Spiegel des Geschehenen zu erblicken."

Die Hand Myrrha's stahl sich bei diesen verzweifelt ausgesprochenen Worten leise in die seine.

„Du bist jetzt meine einzige Zukunft, Myrrha," sagte er leidenschaftlich, „Deine Liebe, die ich so

spät erst ganz verstehen lernte, ist das einzige Glück, das mir das Dasein noch zu bieten vermag, und dennoch habe ich mich anzuklagen, daß ich verblendet Jahre der Verödung dahinlebte ohne Dich, die mir in jener dunklen Zeit wie ein Bote des Lichtes erscheinen musste."

„O, klage die Vergangenheit nicht an, Geliebter," bat sie innig, „lass' uns die Gegenwart annehmen, als eine Ewigkeit des Glückes, von der jeder Augenblick wohl ein Jahr früherer Vereinsamung aufzuwiegen vermag."

Die Wolken, die sich im fernen Westen gesammelt, begannen dichter sich zusammenzuballen, — wie eine unheilkündende Erwiderung auf Myrrha's hoffnungsvolle Worte brauste plötzlich ein heftiger Sturmwind über die Ufer des Sees dahin — die Pinien über ihnen bogen sich ächzend unter seiner Gewalt, der irrende Vogel schlug noch einmal ängstlich seine Schwingen über ihre Häupter — es ging wie Klagelaut durch die ganze Natur rings um sie her.

Der Herzog erhob sich. „Wir müssen hinabgehen, mein Lieb, es ist spät geworden. Meine Leute haben inzwischen hoffentlich für unser Nachtessen gesorgt, wenn schon es hier in der Gegend weniger als je zu geben scheint. Oranien und Gonzaga werden wahrscheinlich ungeduldig bereits auf mich warten."

„Schickst Du mich dann fort, mein theurer Gebieter?“ fragte sie leise.

„Dich nicht, aber sie und das sehr bald,“ erwiderte er, „ich habe ihnen noch einige Anordnungen für den morgenden Tag zu geben, an welchem die Truppen ruhen sollen. Doch werden sie den Anspruch machen, heute Abend bei mir zu essen, welches Letztere nach meinen Erwartungen nicht lange Zeit erfordern kann.“

Die Morgensonne des folgenden Tages spiegelte sich in den grünen Gewässern des Sees und streute goldene Lichterfluthen auf die lachenden Ufer; Charles Bourbon hatte mit seinem Gefolge einen Besichtigungsritt durch das Lager unternommen, von dem er erst in einer Stunde zurückerwartet wurde; Myrrha wanderte mit L'Hôpital an dem Ufer des Sees entlang, zuweilen sich nach einer Blume bückend, die am Rande des Weges stand. Ihr scharfes Auge entdeckte endlich den Reitertrupp, in dessen Mitte sich ihr Gebieter befand; langsam kehrte sie nach dem Lager zurück, um bei seiner Rückkehr, wie er es wünschte, gegenwärtig zu sein. An dem Eingange des Zeltes kam ihr der Stallmeister Charles Bourbons entgegen, ihr zu melden, daß ein Bote des Herzogs von Ferrara den Feldherrn zu sprechen wünsche und schon seit geraumer Zeit seiner harre.

„Ich will es unserm gnädigen Herrn sagen, Fuissieux, sobald er heimgekehrt,“ sagte sie freund=

lich, „doch wird der Bote sich noch einige Zeit gedulden müssen, denn wie Ihr seht, ist Monseigneur in diesem Augenblicke von allen Heerführern umgeben, denen er die nothwendigen Befehle zu ertheilen hat."

„Der Bote scheint es äußerst eilig zu haben," meinte der Stallmeister, „und außerdem behauptet er, Monseigneur allein sprechen zu müssen."

„In der That," sagte Myrrha mit einigem Mißtrauen. „Wenn er denn solche Eile mit seiner Botschaft hat, muß er Monseigneur drüben im Lager aufsuchen, doch trifft er ihn dort eben nicht allein. Sagt ihm, Fuissieux, daß er jedenfalls warten müsse, bis es unserm Herrn überhaupt gefällt ihn zu hören. Ich werde ihn ankündigen, sobald Monseigneur wieder hier ist."

Sie ging in das Zelt, wo sie den Herzog erwartete, der kurze Zeit darauf erschien. Sein Angesicht war ernst wie immer, doch ein warmes Lächeln erhellte es, als er Myrrha begrüßte.

„Morgen mit dem Frühesten ziehen wir von hier fort," sagte er, „die Truppen sind nicht länger zu halten, da jede Stunde ihnen ein Jahr bis zu dieser verwünschten Plünderung von Rom dünkt. In acht Tagen spätestens müssen wir dort sein."

Myrrha presste beide Hände gegen ihr bange klopfendes Herz; sie erwiderte nichts.

„Der heutige ist unser letzter Ruhetag, Geliebte," fuhr er fort, sie an sich ziehend, „als ich

heute früh am Ufer des Sees entlang in das Lager ritt, wäre ich geneigt gewesen, Jahre meines Lebens dahinzugeben, um einige Monate oder Wochen der Einsamkeit an dieser Stelle, die mir lieblich, wie wenige Plätze der Erde erscheint — der Einsamkeit mit Dir."

Er streifte den halbgepanzerten Handschuh von der Rechten, den er bei dem Ritte getragen und strich ihr liebkosend das Haar aus der Stirn.

„Kaum habe ich heute Zeit für Dich, süßes Kind, so bin ich verfolgt von allen möglichen lästigen Pflichten. Was noch zu ordnen ist, es muß zur Stelle geschehen; wir werden vor Rom keine Muße mehr dazu haben."

Myrrha erinnerte sich jetzt des Fremden, den der Stallmeister ihr angekündigt. „Ein Bote von Ferrara, mein theurer Herr, ist vor einigen Stunden gekommen," sagte sie, „er behauptet eine wichtige Nachricht von dem Herzoge Dir zu bringen und wünscht Dich allein zu sprechen."

„Von Alfonso?" wiederholte Charles Bourbon. „Ich kann mir nicht denken, was Jener mir zu wissen thun will; nun, er mag sich eine halbe Stunde noch gedulden; Erfreuliches wird es schwerlich sein, was er mir zu melden hat. Komm, mein Lieb, und setze mir einige Zeilen auf, die ich Dir an Deinen alten Freund Frundsberg diktiren werde. Der Oberst befindet sich noch bei Alfonso; so mag sein Bote ihm den Brief mit zurücknehmen."

Das Schreiben war bald beendet; der Herzog ertheilte seinem Stallmeister den Befehl, den Fremden ihm jetzt zuzuschicken; Myrrha erhob sich von dem Tische, an welchem sie gesessen.

„Soll ich gehen? Der Bote wünscht mit Dir allein zu sein.“

„Völlig unnöthig, theures Kind; seine Geheimnisse magst Du ebensowohl hören.“

Der Vorhang des Zeltes wurde zurückgeschlagen; in das Innere desselben trat die etwas gebückte Gestalt eines ältlichen Mannes in bürgerlicher Kleidung. Ein weiter schwarzer Mantel umhüllte seine Glieder, auf dem grauen vollen Haupthaar trug er einen breitkrempigen Hut, den er zur Begrüßung des Herzogs jetzt in die Hand nahm. In grellem Widerspruche mit dem scheinbar verfallenen Aeußern des Boten standen jedoch die schwarzen beweglichen Augen desselben, die unter buschigen Brauen hervorleuchteten. Die untere Hälfte seines Gesichtes war von einem langen grauen Barte verborgen.

„Dich schickt der Herzog von Ferrara?“ redete der Feldherr ihn an. „Was hast Du mir von ihm zu berichten?“

„Der Brief, den ich an Euch, gnädiger Herr, zu übergeben habe,“ erwiderte der Bote mit etwas heiserer Stimme, „enthält, so viel ich weiß, die Bitte, Euch an dem Orte, an welchem ich Euch treffen würde, ungefähr eine Woche aufzuhalten, da mein Gebieter die Absicht hegt, Monseigneur eine Ver-

stärkung der Artillerie, sowie weitere Geldmittel zu übersenden."

„Eine solche Botschaft klingt zu unwahrscheinlich, als daß ich ihr ohne Weiteres Glauben schenken könnte," entgegnete Charles Bourbon streng, „nicht lange ist es her, daß mir der Herzog sagen ließ, seine Mittel seien zu erschöpft, um mir in irgend einer Art noch beizustehen und jetzt plötzlich diese Sinnesänderung? Wo sind die Briefe, von denen Du sprachst, und wo ist Deine Beglaubigung, daß wirklich Dich der Herzog zu mir sandte?"

„Die Euch, Monseigneur, wohlbekannte Unterschrift des Herrn Herzogs wird mir Beglaubigung sein," sprach der Bote ruhig, indem er ein Schreiben aus der Brusttasche nahm. „Der Brief hier enthält alles, was Euch, gnädiger Herr, zu wissen Noth thut. Ihr werdet selbst danach ermessen, wie weit die Rathschläge meines Gebieters für Euch anwendbar sind."

„Spare Deine Worte, bis ich das Schreiben gelesen," sagte der Herzog, das Blatt entfaltend, das allerdings die ihm bekannten Schriftzüge des herzoglichen Geheimschreibers trug.

Myrrha hatte, in einer Ecke des Zeltes stehend, den Boten beobachtet; seine Erscheinung kam ihr bekannt vor, ohne daß sie sich erinnern konnte, wo sie ihn gesehen. Jetzt bemerkte sie den tückischen Blick, den er auf den Herzog richtete, als er ihm den vorgeblichen Brief Alfonso's überreichte; unwillkürlich

näherte sie sich ihrem Herrn, um einen Schritt, — der Fremde flößte ihr Grauen ein, was wollte er mit seiner Botschaft bei ihrem Gebieter?

Charles Bourbon hatte ihn nicht angeblickt; er überflog hastig den Inhalt des Schreibens. „Mir ist der Brief hier ziemlich unverständlich," sagte er kurz, „und selbst, wenn ich ihn verstände, ich könnte des Herzogs Rathschlägen nicht folgen, länger noch hier zu bleiben; in acht Tagen stehen wir vor Rom."

„Nun und nimmermehr wirst Du dorthin gelangen, Verräther," rief der Fremde, sich mit einer raschen Bewegung auf den Herzog stürzend, der ihm gegenüber stand.

Doch der Dolch, den er zum Stoße auf ihn gerichtet, verfehlte sein Ziel, er traf nicht Charles Bourbons Brust, zwischen ihn und die todbringende Waffe hatte sich im entscheidenden Momente eine schlanke Gestalt im blauen Pagenkleide geworfen, lautlos, in der Schnelle des Gedankens, wie nur die Liebe sich opfert.

Mit einem Schrei der Wuth, des Entsetzens stürzte sich der Herzog auf den Mörder, sein Ruf zog die vor dem Zelte befindlichen Wachen, die in der Nähe weilenden Diener herbei, welche mit erschrockenen Mienen sich an den Eingang drängten.

„Hinweg mit ihm, zum Tode," befahl der Herzog mit bebender Stimme, auf den Boten deutend, den er mit eiserner Hand festhielt; „er hat Myrrha ermordet."

Zwanzig, dreißig Hände streckten sich aus, den Verbrecher in Empfang zu nehmen; ein Rachegeschrei ging durch die Reihen, vergebens suchte der Fremde sich zur Wehr zu setzen; bei dem Ringen mit den ihn Umgebenden entsank ihm der falsche Bart, das künstlich gefärbte Haar, Cesare Gilberti's Züge erschienen unter der sorgfältig bereiteten Maske.

Der Herzog achtete seiner nicht mehr; was lag daran, wer den tödtlichen Streich gegen die Geliebte geführt, die blutend, todesbleich auf den Boden des Zeltes geglitten war?

Er war neben ihr auf die Knie gesunken und forschte angstvoll, ob noch Leben in der zusammengebrochenen Gestalt vor ihm sei. Die Soldaten hatten lärmend und drohend mit dem Gefangenen sich entfernt, die Diener, von Grauen über das Geschehene erfasst, zogen sich zurück, Charles Bourbon blieb mit Myrrha allein, die jetzt groß und voll die Augen zu ihm aufschlug.

„Du lebst," flüsterte sie selig lächelnd, „o Dank, Dank, es traf nur mich!"

Aus der Brust des verzweifelnden Mannes rang sich ein dumpfes Stöhnen. „Für mich," rief er außer sich „für mich bist Du geopfert, Myrrha, es darf, es kann nicht sein."

„Für Dich, Du über Alles Geliebter, was könnte ich mir Schöneres wünschen?" war die leise Entgegnung.

„Ich lasse Dich nicht," rief er wild, „nein, nein, die Wunde ist so tief nicht. Du wirst, Du musst leben, — wo ist L'Hôpital? Er soll Dich untersuchen, er soll mir sagen, daß Du Dich täuschest, daß keine Gefahr für Dich vorhanden sei."

Er richtete sie sanft in seinen Armen empor und legte sie auf das Ruhebett nieder, welches außer dem Tisch und einigen Sesseln das einzige Möbel in seinem Zelte war.

Der von den Dienern benachrichtigte Arzt erschien in dem nämlichen Augenblicke, todtenblaß, doch mit der Willensstärke, die ihm in allen Lebenslagen eigen, die jetzt so nothwendige Fassung sich erkämpfend.

„Rette sie mir, L'Hôpital," rief ihm der Herzog entgegen, „ach, ich kann Dir nichts für Deine Hülfe versprechen, rette sie mir denn, weil ich sie liebe und weil sie Dir theuer ist."

Des Arztes Hand zitterte, zum ersten Male vielleicht bei einer Hülfeleistung, als er das Gewand des Mädchens zurückschob, um die Wunde zu untersuchen. Er äußerte kein Wort, als er sein Angesicht wieder erhob, er sprach auch nicht, als er jetzt endlich einen Verband anlegte.

Der Herzog ließ ihn gewähren, dann jedoch, als er geendet, erfasste er des Arztes Arm.

„So sprich doch," stieß er hervor, „willst Du mich bis zur Raserei treiben? Sie darf nicht sterben, sie wird leben."

L'Hôpitals Augen trafen die seinen mit ernstem Blick. „Bis heute Nacht, ja," sagte er dumpf.

Charles Bourbon zuckte zusammen, als ob seines Arztes Worte ebensoviele tödtliche Wunden für sein eigenes Herz gewesen; seine Hand griff nach einem Sessel neben ihm, als bedürfe er der Stütze unter dem neuen Schlage, der ihn zu treffen drohte.

„Sie war mein, deshalb trifft sie der Tod," murmelte er mit gebrochener Stimme.

Vor dem Zelte draußen erhob sich jetzt verworrenes lautes Geräusch; wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von einem Mordanschlage wider den Herzog durch das Lager verbreitet, die Führer sowohl, wie die Soldaten, stürzten von allen Seiten herbei, sich von dem Geschehenen zu überzeugen, sich die Gewißheit zu holen, daß ihr Held noch lebe und unversehrt sei.

Der Prinz von Oranien, die beiden Gonzagas drangen zuerst in das Zelt. „Den Heiligen sei Dank, Ihr lebt, mein Prinz," rief Philibert, des Herzogs Hand ergreifend.

Charles Bourbon deutete stumm auf den Divan, auf welchem Myrrha lag. „Ich lebe, ja," sagte er bitter, „denn sie empfing für mich den Todesstoß."

Der Prinz von Oranien wich betroffen zurück; er empfand, daß jedes Wort der Freude über des Herzogs Errettung im Anblicke dieses Schmerzes ein verlorenes sei.

„Mein Feldherr," begann er zögernd, „die

Führer sowohl als Eure Soldaten haben den dringenden Wunsch, Euch zu sehen. Wenn Ihr es befehlt, so will ich sie bedeuten, sich zurückzuziehen, damit die Ruhe dieser Unglücklichen nicht gestört werde."

„Ich bitte Euch darum, Prinz," sagte der Herzog, „erspart mir, ich beschwöre Euch, jetzt den Anblick aller Menschen; sagt den Truppen, was Ihr wollt, nur, daß sie mir die letzten Stunden mit ihr allein gönnen sollen."

Philibert von Oranien wechselte einige leise Worte mit L'Hôpital, dann entfernte er sich, um durch seinen Befehl die Truppen zu zerstreuen, die sich in Schaaren um das Zelt gesammelt.

In dem innern Raume desselben war es still geworden; nur die leisen Athemzüge des verwundeten Mädchens, nur zuweilen ein stöhnender Seufzer aus der Brust Charles Bourbons klangen durch das tiefe Schweigen. L'Hôpital hatte sich neben das Lager Myrrha's gesetzt und beobachtete in angstvoller Spannung des Lieblings Züge, von denen jetzt die Erstarrung wich, in welche sie stets von Neuem sank. Ihre Hand löste sich aus der seinen, um in unruhiger Bewegung um sich zu greifen. Der Herzog war bei dem leichten Geräusche, welches er von dem Lager her vernahm, aus seiner Versunkenheit emporgeschreckt; er näherte sich dem Divan und kniete neben Myrrha nieder.

Ein strahlendes Lächeln glitt über ihre Züge, als sie seiner ansichtig wurde.

„Myrrha," flüsterte er kaum hörbar, „gehe nicht von mir, lasse mich nicht abermals allein."

„O mein Geliebter, mein angebeteter Herr, wie gerne bliebe ich, doch es kann nicht sein."

Er zog sie in leidenschaftlichem Schmerze an sich. „Ich lasse Dich nicht," rief er, „sieh, Alles, Alles verlor ich, was ich im Leben einst mein genannt, Du warst mein letztes, höchstes Gut, Du Spätgefundene, Du Heißgeliebte, Dich, Dich lasse ich mir nicht entreißen."

L'Hôpital näherte sich ihm leise. „Ihr thut ihr weh, gnädiger Herr," sagte er sanft, auf das Mädchen deutend, das trotz der verursachten Schmerzen seine wilden Liebkosungen schweigend erduldete.

Der Herzog ließ erschreckt sie auf ihr Lager zurückgleiten.

„O, ich verstand in meinem ganzen Leben nichts Anderes, als Dich zu martern," sprach er sie wehmuthsvoll betrachtend, „vergieb, vergieb, wie Du so Vieles mir zu vergeben hast."

„Dir vergeben?" wiederholte sie und alle Innigkeit, die ihr Herz in sich schloß, schien durch die wenigen Worte zu zittern. „Dir danke ich das höchste Glück, das mir das Schicksal bieten konnte, ich durfte noch Dir angehören."

„Zu spät, zu spät," sprach er düster, „wieviel der Jahre habe ich versäumt, die Deine Liebe mir

zu erhellen vermocht; ich war wahnsinnig sie nicht begreifen zu wollen."

Ein seltsames Leuchten ging über ihr Angesicht. „Und war es auch nur ein kurzer Tag des Glückes," sagte sie, „sein Glanz war hell genug, auch eines ganzen Daseins Oede und Dunkelheit mit seinen Strahlen zu verklären. — War es nicht gestern, als ich Aehnliches Dir sagte am Ufer des See's dort drüben, als die Sonne sank? Einmal nur im Leben kann das höchste Glück sich voll und ganz in die sehnende Seele senken; ob seine Dauer nach Jahren, nach Tagen zählt, das Bewusstsein solche Seligkeit und, sei es nur für flüchtige Stunden, gekannt zu haben, ist einer Ewigkeit der Wonne gleich."

„Doch die Verzweiflung des Verlustes löscht auch die Erinnerung an vergangene Wonne aus."

Sie schmiegte ihren Kopf an seine Brust. „Mein geliebter, theurer Herr, ich weiß wohl, daß mein Tod mit tiefer Trauer Dich erfüllen wird und trotz des Schmerzes, den ich bei der Trennung von Dir empfinde, ist es für mich namenloses Glück, von Dir geliebt von dieser Erde scheiden zu dürfen. Doch sieh, hätte Deine arme Myrrha es vermocht, Dein ganzes ferneres Leben so zu beglücken, so auszufüllen, wie sie es für eine kurze sonnige Zeit gedurft? O blicke mich nicht so vorwurfsvoll an, mein Geliebter, ich weiß zu wohl, daß ich ein armseliges und geringes Geschöpf bin, durch Deine Liebe nur so hoch erhoben, daß ich einer Fürstin

gleich mich wähnen durfte. Was ich Dir gab an jahrelanger Treue und jetzt durch mein ganzes Sein, es erschien mir stets als ein zu kleines Opfer, im Vergleich mit der grenzenlosen Liebe, die Dir beständig noch Größeres und Besseres zu geben sich sehnte."

„Meine Myrrha, Du mein Engel der Gnade, nennst Du das Glück, das Du mir gewährtest, nennst Du das Opfer Deines Lebens ein geringes? Ich war unsagbar glücklich, trotz alles Elends um mich her, seit ich Dich besaß, ich bin es noch, wenn Du bei mir bleibst."

Sie versuchte ihre Arme um seinen Hals zu legen, um mit einem Wehelaut sie wieder sinken zu lassen.

„Nichts, es ist nichts," beruhigte sie ihn sanft, als sie den Blick verzehrender Angst bemerkte, den er auf sie richtete. „Gewiß nicht, mein alter treuer L'Hôpital," versicherte sie, als jetzt auch der Arzt sich besorgt über sie neigte. „Ich fühle fast keine Schmerzen mehr und Du sollst meinem theuren Herrn nicht wieder verbieten, mich zu küssen."

Das war der alte Ton voll Zärtlichkeit und Schelmerei, mit dem sie oft ihren väterlichen Freund in heiterer Laune begrüßt; der Gelehrte wandte sich ab, er wollte es ihr nicht zeigen, daß in seinen Augen Thränen standen.

„Wie lange ließest Du mich werben um Dein stolzes starres Herz!" sprach Myrrha nach einer

Pause zu Charles Bourbon. „Weißt Du noch, Geliebter, wie Du im Lager von Lyon mich vor dem Uebermuthe Deiner Ritter schütztest, Du und Raoul? Du schenktest mir eine goldene Kette, die mir die Großmutter heimlich wieder nahm; und doch hatte sie Recht, ich bedurfte ihrer nicht, eine stärkere Kette war es, die das niedrige Zigeunerkind unlöslich an ihren hohen Schützer fesselte." Sie lächelte wie in Erinnerungen verloren. „Im Lager von Lyon war es auch, als ich Dich zu lieben begann." fuhr sie fort, „ich durfte es nicht mir, nicht Anderen gestehen, wohin ich verwegen meinen Blick erhoben. Du, in dem ganzen Lande der Mächtigste nach dem Könige und ich, das verstoßene Kind eines Zigeunermädchens! Und doch, wie habe ich um Dich gelitten, wenn Du mir niemals einen Blick schenken wolltest, wenn Du nur Augen für Aimée besaßest, der ich Deine Liebe tausendfach geneidet."

„Die Täuschung, die Aimée mir bereitete, war Schuld, daß ich so lange Dich verkannt," sagte Charles Bourbon gedankenvoll, „ich glaubte lange Zeit an Frauenwerth und Frauentreue nicht mehr."

„Ich weiß es wohl und ich empfand Dein Leid mit Dir, wie wehe es mir auch that, daß Dein Herz so still und kalt geworden. Doch Dich zu lieben mit dem vollen Rechte, das uns die unerschütterliche Treue langer Jahre giebt, fand ich dennoch erst den Muth, als um Dich her das Unglück seine schwarzen Flügel schlug. Vor jenen

dunklen Wolken, die sich um Dich sammelten, schien mir die tiefe Kluft zu schwinden, die Dich, den fürstlichen Helden von dem Findelkinde trennte und ich fühlte es, daß meine Liebe fähig sei, Dir etwas noch von dem zu ersetzen, was Dir das Schicksal an irdischem Glücke nahm. War ich zu kühn, mein Heißgeliebter, daß ich in Dir nur einen vom Unheil Verfolgten, einen Kämpfer in des Lebens Wogen, gleich mir, zu sehen mich gewöhnte? Noch sagtest Du mir nie, wann Deine Liebe zu mir begonnen, und ich fragte auch nicht danach, ich war beseligt, als sie endlich mich mit ihrer Fülle überschüttete, dem Frühling gleich, von dem wir niemals Tag noch Stunde wissen, wann er kommt."

„Was es war, das ich zuerst an Dir lieben lernte, willst Du wissen, süßes Kind?" fragte er traurig. „Weiß ich es selbst doch kaum, wann sich das Wohlwollen, das ich stets für Dich empfand, in leidenschaftliches Verlangen wandelte. Als ich Raoul verloren, war es sein Bild, das mir aus Deinem Angesichte entgegenlächelte. Schon damals, als Dein Vater Dich von mir zurückforderte, fühlte ich es deutlich, daß ich Dich mit Schmerz nur von mir lassen könnte. Meinst Du, ich habe nicht in meinem Herzen um Dich gekämpft, bis mir endlich die Nähe drohender Gefahr das Geständniß entriß, daß nichts mehr in der Welt mir so theuer sei, wie Du?"

„Es waren Todesschauer, die durch Deine ersten

Küsse bebten," sagte sie, „der Tod vermählte mich Dir in schreckensvoller Stunde, er ist es auch jetzt, der mich von Deinem Herzen löst."

L'Hôpital näherte sich von Neuem ihrem Lager. „Sprich nicht so viel, mein theures Kind," ermahnte er, „Du vergrößerst Deine Leiden durch solche Anstrengung."

„Muß ich Dir gehorchen, mein L'Hôpital?" fragte sie. „O lasse mich, es ist so süß, noch einmal zu meinem geliebten Herrn sprechen zu dürfen."

Der Arzt führte einen kühlenden Trank, den er für sie gemischt, an ihre Lippen; sie sank, als sie ihn genommen, wie müde zurück. Der Vorhang des Zeltes wurde leise und vorsichtig geöffnet; Ferrante Gonzaga blickte scheu herein.

„Was ist Dein Begehr, Ferrante?" fragte der Herzog, seinen Platz an dem Lager Myrrha's verlassend.

„Vergebt, mein Feldherr, daß ich Euch zu stören wage," sagte der junge Reitergeneral, „das Lager jedoch ist in voller Aufregung; die Truppen meinen, Euer Tod solle ihnen verheimlicht werden, sie lassen sich nicht früher besänftigen, als bis sie Euch gesehen."

„Ich gab Oranien den Befehl, ihnen mitzutheilen, daß Myrrha tödtlich verwundet sei," erwiderte der Herzog. „Begreifst Du denn nicht, Ferrante, daß es mir unmöglich erscheint, sie jetzt zu verlassen?"

„Ich wohl, mein Prinz, doch nicht unsere wilden Schaaren, die auf Vernunftgründe nicht hören, wenn ihr eigenes Urtheil der Mittheilung Anderer widerstrebt. Ob Ihr, ob das Mädchen, welches sie Alle lieben, verwundet sei, sie wissen es nicht und wollen durch den Augenschein, sei es mit Gewalt, sich überzeugen."

Der Herzog wandte sich zu Myrrha zurück. „Hörtest Du, mein geliebtes Kind, was die Truppen begehren?" fragte er, sich über sie neigend.

„Ich höre es, theurer Herr und bitte Euch, lasst sie hierher kommen, damit sie sehen, daß Ihr lebet und unverletzt seid."

„Ihr Anblick wird Dich erregen, ihr Lärm Deine Ruhe stören," sagte er besorgt.

„Nicht doch, mein Gebieter, der Lärm der Waffen, das Geräusch des Lagers ist mir seit langer Zeit gewohnt und vertraut gewesen und Eure Soldaten, sie waren mir stets gute Freunde. So lasst sie hierher kommen, sei es nur, um ihnen einen Blick des Dankes zum Abschiede zu schenken."

„Nun denn, Du hast es gehört, Ferrante," sprach der Herzog zu Gonzaga, „Myrrha gestattet, daß ein Theil der Truppen hierher komme, mich zu sehen. Bedeute sie jedoch zuvor, daß sie an ein Sterbelager treten und ermahne sie, jede Unruhe zu vermeiden."

Ferrante Gonzaga enteilte; der Herzog breitete über die verwundete Geliebte den weißen Mantel,

den er selbst zu tragen pflegte, und gab dann den Befehl die Seitenwände des Zeltes zurückzuschlagen, um den Truppen ungehindert den Einblick in dasselbe zu verschaffen.

In langen Zügen nahten jetzt von allen Seiten die Bewohner des weithin sich dehnenden Lagers; ihre Führer hatten sie ermahnt, dem Wunsche des Herzogs nachkommend, sich möglichst ruhig zu verhalten, doch die Begeisterung bei dem Anblick ihres bereits todtgeglaubten Helden ließ sich nicht in die Schranken der ihnen befohlenen Beherrschung bannen. Leiser erst, dann immer lauter durchhallte der Jubelruf die Luft: „Viva Bourbon."

Der Herzog war an den Eingang des Zeltes getreten.

„Ich danke Euch, meine Soldaten, daß Ihr der Freude über meine Errettung aus Mördershand so warmen Ausdruck gebt," sprach er. „Doch zahlte ich für dieses neu geschenkte Leben den für mich höchsten Preis, der das Gewonnene mich geringe schätzen läßt. Es opferte sich für mich das theuerste Wesen; danket ihr denn schweigend, daß sie mit ihres Lebens Hingabe Euch Euren Führer erhielt."

Er trat zurück, um neben dem Lager Myrrha's stehend den Soldaten Gelegenheit zu geben, das sterbende Mädchen noch einmal zu sehen.

Die wilden Krieger standen eine Weile stumm; durch ihre Reihen ging ein leises Murmeln, wie

des Bedauerns und des Mitleids für das junge Geschöpf, das ihnen, seit sie diesen Feldzug angetreten, wohl bekannt und lieb geworden. Für diese rohen und verhärteten Gemüther war das schöne Mädchen, welches mit so heiterem Muthe alle Gefahren, alle Entbehrungen dieses abenteuerlichen Zuges trug, ein Gegenstand hoher Bewunderung; aus Liebe zu ihrem Feldherrn hatte sie dieses Kriegsleben getheilt und Liebe zu ihm hatte sie heute den tödtlichen Stoß für ihn empfangen lassen.

Wie oft in den Tagen und Wochen dieses beschwerlichen Marsches hatten sie die Unbill des rauhen Wetters, die Pein der harten Wanderungen durch die Gebirge von ihrem zarten Körper abzuwehren sich bemüht; diese schlachtgewohnten Schaaren, die ohne zu zucken, die schmerzlichsten Qualen der unglücklichen Bewohner besiegter Städte, geplünderter Dörfer anzusehen vermochten, hatten sich unzählige Male in dem Bestreben vereint, dem von ihrem Führer geliebten jungen Wesen jede Klage fern zu halten.

Scheu und zögernd, als fürchteten sie, die letzte Ruhe der Schwerverwundeten zu stören, nahten sich jetzt Einzelne dem Lager Myrrha's, die den Soldaten sanft entgegenlächelte. Einige von ihnen küßten ehrfürchtig den Mantel, der sie bedeckte, Andere beugten ihr Knie vor dem sterbenden Mädchen, wie vor einer Heiligen.

Die Hauptleute und Führer hatten sich um

den Herzog gesammelt und betrachteten schweigend das eigenthümliche Bild vor ihnen, den stummen und doch so rührenden Abschied, den das Heer von dem für seinen Feldherrn geopferten Mädchen nahm.

Oranien näherte sich jetzt leise Charles Bourbon.

„Mein Prinz, Euer Befehl ist erfüllt," meldete er ernst, „jener Mörder, der Euch treffen wollte, ist nicht mehr."

Ueber des Herzogs düsteres Antlitz zuckte ein wilder Strahl. „Ihm ist sein Recht geschehen," sagte er kurz, „doch ruft sein Tod mir jenes fliehende Leben nicht mehr zurück."

„Und was bestimmt Ihr, mein Feldherr, über den morgenden Weitermarsch?" fuhr Philibert fort. „Wollt mir die darauf bezüglichen Weisungen ertheilen, damit ich Störung von Euch fern zu halten vermag."

„L'Hôpital hat mir gesagt, daß sie die Nacht nicht überleben könne," sprach der Herzog, tief athmend, „es steht dem Weitermarsch für morgen nichts im Wege, Philibert."

Der Prinz ergriff theilnehmend des Herzogs Hand.

„Lasst das, Oranien," sagte Charles Bourbon mit schmerzvoller Geberde, „wir sind im Kriege, und Weichheit, Ihr wisst es selbst, darf uns jetzt nicht verwöhnen. Seid unbesorgt um mich, auch ihr Tod wird den Pflichten mich nicht abwendig machen, die ich geschworen, für Euch zu erfüllen."

Der Prinz verneigte sich, um mit den übrigen Führern das Zelt zu verlassen; auch die Soldaten wagten sich allmälig nicht mehr dem Sterbelager zu nähern; geräuschlos, wie unter der Gewalt des großen Herrschers Tod, zogen sie sich zurück, auch die noch draußen Stehenden zerstreuten sich — in dem Zelte war es still geworden wie zuvor.

Myrrha hatte in vollkommenem Bewußtsein die letzten Scenen an sich vorüberziehen sehen, jetzt suchten ihre Augen abermals den geliebten Mann, der dem stummen Rufe folgend, zu ihr trat.

„Meine Myrrha!“ flüsterte er.

Sie drückte, wie sie es so oft zu thun gewohnt, seine Hand an ihre Lippen.

„Werde ich denn wirklich sterben?“ fragte sie. „Fast möchte ich noch daran zweifeln, daß es so sei. Sieh, ich fühle nicht die geringsten Schmerzen und Deine Arme halten mich, kann das der Tod sein, der so sanft mir naht?“

Sie empfand, wie er erbebte und auch L'Hôpital vermochte nicht zu antworten; das Aufhören aller Schmerzen bestätigte seine kurz zuvor gegebene Entscheidung.

„Ihr schweigt?“ fuhr sie langsam fort. „So ist es wahr, ich muß Dich lassen, mein Geliebter, mein angebeteter Herr, ach, könnte ich mehr, als nur Dein Leben mit meinem Tode erkaufen, könnte ich Dein Glück als seligste Verheißung in mein Grab mitnehmen.“

„Mein Glück?“ wiederholte er vorwurfsvoll. „Myrrha, theures Kind, darfst Du von Glück noch sprechen in dieser Stunde?“

„O lass' mich davon sprechen, Geliebter, lasse mich einmal Dir noch sagen, wie heiß ich es vom Leben Dir ersehne, was Dir ein feindliches Geschick bisher hartnäckig versagte. Lasse mich es hoffen, daß die düsteren Schatten sich noch einmal theilen werden, die Deine theure Stirn seit Jahren schon getrübt. Weißt Du nicht, daß ich auch dieses Leid verstehen lernte, das so unablässig an Dir zehrte, um Dir seit langer, langer Zeit, allen frohen Lebensmuth zu rauben? Giebt es kein Mittel gegen Deinen tiefen Kummer, gegen die bitteren Vorwürfe der Reue, welche Dein Herz Dir macht?“

Er schüttelte das Haupt.

„Nur ein Mittel, Geliebte, und dieses hilft sicherer als alle andern — es heißt der Tod!“

„Nein, nein, Du darfst nicht jetzt schon sterben, Du, mein theurer Held, die Zukunft schuldet Dir noch reichen Ersatz für all die Schmerzen Deiner Vergangenheit. Sieh, als ich damals mit Raoul Dir folgte, als ich an der Grenze Deines Vaterlandes Dich erreichte, das Du verlassen, um es ewig betrauern zu lernen, war mir Dein Handeln unklar, wie die Gründe, welche Dich aus Frankreich trieben. Ich wusste nur, daß Du in Deinem Rechte sein müsstest, Du warst für mich ja niemals fähig, das Falsche zu wählen, zu irren, wie ich es von

andern Menschen sah. Die letzten Jahre, die ich in Deiner Nähe verlebte, ließen mich tiefer in Deine Seele blicken, als Du selbst es vielleicht ahntest. Zürnst Du mir, mein Einziger, wenn ich es beklagen lernte, daß Du Dir selbst diese Schmerzen schufest?"

Er küßte ihre blassen Lippen.

„Mein süßes Kind, nein; Du empfandest nur, was ich selbst mir zu tausend Malen wiederholte."

„Und wenn Du jetzt dem Kaiser jene Stadt erobert, wäre es nicht möglich, daß Du Frieden schlössest mit Deinem einstigen Herrn?" fragte sie in schüchterner Innigkeit. „Daß Deine Heldenkühnheit, Deine Gaben dem Lande wiedergehörten, das Du dennoch liebst, obgleich es Dich verleugnet, dem Vaterlande, dessen Boden, wie Du mir einst sagtest, allein der echte Lorbeer entsprießt?"

„Mein guter Engel! Zur Erfüllung dieses Wunsches gehört mehr, als das Leben mir noch zu gewähren vermag. Es ist zu spät für eine solche Umkehr."

„O mein Geliebter, noch liegt ein vielleicht langes Leben vor Dir und Du wolltest so ganz und gar an Deiner Zukunft verzweifeln?"

„Ich verzweifelte längst daran, Myrrha, und dann — wer vermöchte es zu sagen, wie lange oder wie gering die Dauer meines Lebens noch sein darf? Vor Jahren stellte mir ein weiser Astrolog das Horoskop, er verkündigte mir, daß ich vor den

Thoren einer großen Stadt den Tod finden würde.*) Ich möchte hoffen, daß dies bereits Rom sei."

Sie schwiegen Beide in Gedanken verloren.

„Worüber sinnest Du, mein Lieb?" fragte der Herzog endlich weich.

„Ich dachte daran, ob ich es jetzt ertragen könnte, Dich als den Gatten, den Geliebten einer Andern zu wissen," sagte sie. „Es gab eine Zeit, in der ich glaubte, in eifersüchtigem Schmerze daran vergehen zu müssen; jetzt — jetzt wünsche ich es fast, daß eines anderen Weibes Liebe Dich trösten möge, daß Du mich verloren. Das Glück, das Du mir gabst, war groß genug, um alle Mißgunst aus dem Herzen mir zu löschen und, Charles," sie nannte zum ersten Male seinen Namen und den trauernden Mann an ihrer Seite durchschauerte der holde Klang, den sie in dieses eine Wort zu legen wusste, „ob in späterer Zeit auch eine Andere Dich beglückt — ich weiß ja doch, daß Keine, Keine in der weiten Welt Dich je so zu lieben vermöchte, wie ich es gethan."

* * *

Die Schatten des Abends hatten sich auf die Ufer des Sees gesenkt, über dem Lager herrschte tiefe Stille; der Gesang der Soldaten musste heute schweigen, sie wagten nicht, die Todesnacht des ge-

*) Brantôme.

opferten Mädchens durch ihre sonst so lärmende Fröhlichkeit zu stören.

Myrrha war schon seit Stunden wieder in eine stille Betäubung gesunken; L'Hôpital, der mit Charles Bourbon an ihrem Lager saß, lauschte sorgenvoll den kaum hörbaren Athemzügen; aus den Armen dieses Schlafes in den Arm des Todes überzugehen, wäre es für seinen Liebling nicht ein wünschenswerthes Loos gewesen?

Durch die offene Wand des Zeltes schimmerten zahllose Sterne, der Herzog erhob den schweren Blick zu den glitzernden Lichtern, in die Myrrha stets zu schauen geliebt, ach, sie brachten keinen Trost in das verzweifelnde, wunde Herz, sie wanderten fühllos, mitleidslos ihre glänzenden Bahnen und lächelten kalt auf das Erdenweh zu ihren Füßen herab, das sie in tausendfacher Gestalt sich täglich erneuern sahen und das vor der Gewalt des ewig treibenden Schicksalsrades ihnen geringe und nichts bedeutend erscheinen musste.

Kühl wehte vom See herauf der Abendwind, der Herzog gab dem Arzte einen Wink das Zelt zu schließen; Myrrha schien die Kälte zu empfinden, sie erzitterte leise, ihre Lippen bewegten sich in abgebrochenen Worten.

„Der Adler, dort der Adler," murmelte sie.

Charles Bourbon blickte fragend den Arzt an.

„Was kann sie meinen?"

„Ich weiß es nicht," gab dieser eben so leise

zur Antwort, unverwandt in die süßen blassen Züge schauend, die sich jetzt zu verändern begannen.

Der Herzog kannte diesen Ausdruck auf einem Antlitz, das nicht mehr der Erde angehört, auf Tausenden von Gesichtern hatte er in seinem vielbewegten Leben den nämlichen Ausdruck schon gesehen und dennoch hatte ihn derselbe niemals noch so eisig durchzuckt, wie in diesem Momente.

„Der Adler,“ wiederholte Myrrha noch einmal, „die Schwinge ist geheilt, er durfte aufwärts zu seiner Sonne steigen.“

Die Arme Charles Bourbons umschlossen fester das geliebte, sterbende Weib, er wusste jetzt, was jene Worte bedeuteten.

„Myrrha, meine Myrrha,“ flüsterte er, in dem sehnenden Verlangen, diese schlummermüden Augen noch einmal zu sich emporgeschlagen zu sehen.

Sie antwortete dem Rufe ihres Namens nicht mehr; der Herzog wandte sich, wie Hülfe flehend zu L'Hôpital, der die erkaltenden Hände des Mädchens in den seinen hielt.

„O wenn sie noch einmal mich erkennen, zu mir sprechen möchte,“ sagte er in gebrochenen Tönen.

Es war, als ob der Wunsch des heißgeliebten Mannes bis zu dem letzten Athemzuge das Herz bewegen sollte, das ihm, wie kein anderes, zu eigen gewesen; noch einmal öffnete Myrrha die Augen hell und strahlend — glückverklärt.

„Habe Dank, mein einzig Geliebter,“ sagte sie

mit leiser, doch vernehmbarer Stimme, „ich war noch Dein.“

Und dann kein Laut mehr, nur die schweren Athemzüge der beiden Männer, nur die schwächer werdenden der Sterbenden tönten durch den Raum, dann verstummten auch diese; als Charles Bourbon endlich sein Angesicht von dem der Geliebten erhob, war das seine starr und bleich, wie das der Todten, die er auf die Kissen zurücklegte; durch die Oeffnungen des Zeltes zog, wie mit leisem Flügel der Morgenwind und die Sterne lächelten wie zuvor — gleichgültig und theilnahmlos auf das blasse, stille Antlitz des todten Mädchens herab.

Fünftes Kapitel.

In einer Verblendung, die dem Unbefangenen gradezu räthselhaft erscheinen musste, hatten inzwischen Papst Clemens VII. und seine Anhänger die ihnen nahende Gefahr erwartet. Selbst als das Gerücht in Rom sich verbreitet, daß der mit dem Vicekönig abgeschlossene Vertrag nicht zur Ausführung gekommen sei, dachte von den Einwohnern der gewaltigen Stadt Niemand an eine ernstliche Belagerung. Man hatte sich erzählen lassen, daß die kaiserlichen Truppen sich in vollständiger Auflösung befänden, daß sie weder Geschütze, noch Gepäck, noch irgend etwas zu einer Erstürmung Nothwendiges mit sich führten, man war überzeugt, daß sie entweder die Thore Roms gar nicht erreichen, oder sich nach geringer Zeit von selbst zurückziehen würden.

An die Möglichkeit, daß ein Angriff auf die wohlbefestigte Stadt durch Sturmleitern allein erzwungen werden könne, schien Niemand glauben zu

wollen, man gefiel sich darin, in geringschätzendem Tone von den Räubertruppen Kaiser Karls zu sprechen und sah mit fester Zuversicht dem baldigen Einrücken der Bundesarmee entgegen, vor der das Barbarenheer unfehlbar zerstieben müsse. Allein weder der Herzog von Urbino, der den Oberbefehl führte, noch Rangone, welcher die Reiterei befehligte, schienen es für ihre Pflicht zu halten, mit der Eile sich der Hauptstadt zu nahen, die zu der Rettung derselben dienlich gewesen wäre; statt dessen verbreitete sich zu Aller Schrecken die unerwartete Nachricht, daß das Barbarenheer bereits in Viterbo sei.

Papst Clemens hatte kurz zuvor noch einen Brief mit Vorschlägen eines Vergleiches und der erhöhten Forderung des Herzogs erhalten; in seinem nicht ungerechtfertigten Zorne jedoch über den schwachen Nachdruck, welchen Lannoy dem mit ihm abgeschlossenen Vertrage nur zu geben vermocht, wollte er jetzt von Vergleichen irgend einer Art nichts mehr hören und beschloß die Vertheidigung Roms gegen den drohenden Feind in das Werk zu setzen. Die hierfür erforderlichen Anstalten waren schon einige Zeit zuvor, wiewohl sehr lässig, betrieben worden.

„Das Glück des Kaisers," hatte einst Guicciardini mit richtigem Scharfblick bemerkt, „ist überall groß, allein seinen Gipfelpunkt erreicht es darin, daß seine Feinde weder den Verstand, noch den Willen haben, ihre Kräfte zu gebrauchen." Dieses

Wort sollte sich zur Zeit der höchsten Bedrängniß auch in Rom bewähren.

Die Stadt zählte im Jahre 1527 ungefähr 90,000 Einwohner, von denen 25,000 waffenfähig genannt werden konnten; sie barg in den Palästen, ihrer reichen Prälaten, ihrer Edelleute und Bürger unermessene Schätze; als jetzt jedoch der Aufruf des Papstes an seine Unterthanen erging, die zur Rettung ihrer Stadt nothwendigen Opfer zu bringen, fand er überall entweder laue Hülfe, oder gar zähen Widerstand.

Die Mehrzahl der Bürger weigerte sich zu einer allgemeinen Vertheidigung zu den Fahnen zu eilen, doch mehr noch weigerten sich die reichen Einwohner Roms, ihre Schätze zum Wohle des Vaterlandes zu opfern, die nämlichen Schätze, welche ihnen nur wenige Tage später unter grausamen Qualen abgenommen werden sollten. Die Römer des sechszehnten Jahrhunderts waren nicht mehr jenes Heldenvolk alter Zeiten, welches höchsten Muth mit heiligem Eifer und freudiger Selbstopferung vereinte.

In dem üppigen Wohlleben thatenloser Tage waren jene Tugenden eingeschlafen, welche einst dieses Volk zu dem ersten der ganzen Welt erhoben. Rom war seit langer Zeit nur noch der Schauplatz lasterhaften Vergnügens, schrankenloser Schwelgerei, prunkvoller Verschwendung gewesen. Nicht ein großer Mann fand sich jetzt in der ent=

nervten Welthauptstadt, der mit fester Hand das unsichere Steuer des sinkenden Kirchenstaates ergriffen hätte, der durch die eigene Begeisterung Tausende von Herzen entzündend, seine Mitbürger zu einer entscheidenden großen That fortzureißen fähig gewesen.

Die Stimmen besonnener Männer waren in den kurz zuvor verflossenen Tagen, wie die des Predigers in der Wüste verhallt, sie hätten vielleicht selbst jetzt noch keinen Glauben gefunden, da man noch so fest auf die Unbezwinglichkeit der ewigen Stadt baute. Und selbst, wo man energische Anstalten zur Vertheidigung zu treffen sich bemühte, war es kein allgemeiner Gedanke, der diese Bestrebungen leitete.

Jeder dachte nur an sich, an die Rettung seines eigenen Lebens, seines Hab und Gutes; statt ihre Kräfte, wie die ihrer Untergebenen, dem allgemeinen Besten zur Verfügung zu stellen, begannen Einige der Cardinäle und anderen Großen der Stadt ihre eigenen Paläste zu einer Art von Festungen zu machen, indem sie sie verproviantirten, die Eingänge, die Fenster vermauerten und mit Schießscharten versehen ließen, doch wenn sie in solcher Weise für ihr eigenes Wohl besorgt waren, entzogen sie der Stadt abermals eine Anzahl von Waffenfähigen, die auf den Wällen als Vertheidiger zu wirken entschieden an besserem Platze gewesen wären, als in den Privatpalästen engherziger Nobili.

Der Papst hatte dem durch die Vertheidigung Marseilles berühmt gewordenen Renzo da Ceri den Oberbefehl über die geringe Anzahl von Truppen gegeben, die sich in der Stadt befanden; das Talent dieses Kriegsmannes hatte sich jedoch nicht überall in gleicher Weise bewährt, seine Umsicht ließ bei den von ihm getroffenen Maßregeln auch jetzt Vieles zu wünschen übrig. Ihm fehlte, ebenso wie den meisten Einwohnern Roms, die richtige Erkenntniß ihrer drohenden Lage, seine Versicherungen, daß die Stadt in ausreichend wehrhaftem Zustande sei, schienen dem Papste genügend, um sich der Ueberzeugung hinzugeben, daß es ihm unfehlbar gelingen müsse, Rom zu retten. Wenn jemals Unverstand, Verblendung und Selbstüberschätzung sich vereint, um über eine große Stadt ein furchtbares Verhängniß herbeizuführen, so war es hier der Fall; nicht mit Unrecht konnten vereinzelt auftauchende Warnerstimmen das vernichtende Wort ertönen lassen: „Gott habe absichtlich Roms Bewohner mit Blindheit geschlagen, um über die im Laster versunkene Stadt sein entsetzlichstes Strafgericht ergehen zu lassen."

Am 3. Mai gelangte die Nachricht zu den Römern, daß das Bourbonische Heer bereits bis Isola Farnese, dem alten Veji, vorgedrungen und, trotz der bis dahin geäußerten Zuversicht, ergriff jetzt ein allgemeiner Schrecken die Bewohner der Hauptstadt. Die Besonneneren unter ihnen schlossen

sich noch der unter Giampolo Orsini gebildeten Bürgermiliz an, Andere suchten ihr Heil in eiliger Flucht, bis ihnen durch einen Befehl des Gouverneurs auch dieser Rettungsweg abgeschnitten wurde.

Die Thore wurden geschlossen und von den Wällen ihrer Stadt aus sahen die Vertheidiger am Abend des fünften Mai die Armee der Feinde die weite Campagna in ungezählten Schaaren erfüllen, dem ungebändigten Strome gleich, der sich in die Ebene ergießt.

* *
*

Oberhalb der Leostadt auf einer Anhöhe, zu welcher steil ansteigend eine terrassenartige Straße führt, liegt das einstige Kloster der Hieronymiten, St. Onofrio. Eine auf acht antiken Säulen ruhende Vorhalle öffnet sich zu der kleinen, mit Bildern und Geräthen der Frührenaissance geschmückten Kirche, durch deren bunt gemalte Fenster das Licht der Abendsonne zittert.

Doch die träumerische Stille dieses, wie von der Welt abgeschiedenen Gotteshauses ist am heutigen Tage stürmischem Leben gewichen, in dem an die Kirche stoßenden Kloster hatte der Führer der Belagerungsarmee, der Herzog von Bourbon, sein Hauptquartier aufgeschlagen; die stillen Kreuzgänge hallten wider von dem Klirren der Waffen, den Stimmen der Führer, die sich in der Kirche jetzt zum letzten Kriegsrathe sammelten.

Nach Monaten unsagbarer Noth und Anstrengungen war das Ziel erreicht, welches den kaiserlichen Truppen den ersehnten Lohn all ihrer Entbehrungen versprach; sie sahen Rom vor sich, die Herrscherin der Städte, ihnen selbst gleich einem verheißenen Paradiese winkend und sie gelobten sich in Raublust und Eroberungssucht, daß diese Stadt die ihre werden müsse, sei es um den Preis ihres Lebens.

Anders jedoch und nicht in gleichem Maße hoffnungsvoll lag der bedeutungsvolle Tag des zu versuchenden Sturmes vor den Blicken der Führer, die nicht, wie die erregten Truppen, allein die Aussicht auf eine zu hoffende Beute blendete.

„Ich darf es Euch nicht verhehlen, meine tapferen Hauptleute," sprach der Herzog von Bourbon, als er, der Letzte der Versammelten, in der Kirche erschien, „wieviel für uns von unserem morgenden Unternehmen abhängt, wie ungewiß für uns dessen Ausgang ist. Wir finden eine Stadt vor uns, die allem Anschein nach wohl bewehrt, keine Anstrengung gescheut haben wird, sich in den kräftigsten Vertheidigungszustand zu setzen; wir finden ihre Mauern mit Geschützen gedeckt, welche uns bei unserm Angriff fehlen. Das bisher uns Allen unmöglich Erscheinende muß von uns in das Werk gesetzt werden: wir müssen mit Sturmleitern uns die Mauern zu erzwingen suchen und ihren Geschützen einzig unsere Leiber entgegenwerfen. Gebt Eure Meinung ab,

meine tapferen Führer, hofft Ihr Erfolg von solchem Unternehmen, glaubt Ihr, daß nutzloses Blut nur um die uneinnehmbaren Mauern vergossen werde?"

Die Führer antworteten nicht sogleich. Dieser Sturm auf die Mauern einer wie Rom befestigten Stadt erschien jetzt fast Allen unausführbar, nachdem sie das Ziel erreicht. Der Prinz von Oranien jedoch, für dessen rastlosen Feuereifer es so leicht kein Hinderniß gab, war es, der zuerst das Schweigen brach.

„Mein edler Herzog," sagte er entschlossen, „was ich auf unserem Zuge hierher von der Beharrlichkeit, der Alles verachtenden Kühnheit unserer Truppen gesehen, erfüllt mich mit der festen Zuversicht, daß sie die Hindernisse und Gefahren, welche ihnen bei diesem Sturme drohen, auch diesmal siegreich überwinden werden. Hätten wir ihr heutiges Begehren erfüllt, so würden wir noch in dieser Stunde die Leonina gestürmt haben."

„Dies war unmöglich, Philibert," erwiderte der Herzog ruhig, „mit Truppen, die von einem anstrengenden Marsche, wie es unsere letzten waren, zum Kampfe gelangen, hat man nicht Aussicht auf einen Sieg. Doch bin ich, gleich Euch, der Meinung, daß der Muth unserer Truppen, durch die Verheißung reichen Lohnes noch mehr gehoben, die ihnen drohende Gefahr übersteigen wird. Erinnert Euch, meine tapferen Freunde, daß uns von heute

an keine Wahl mehr bleibt, als vor den Mauern dieser Stadt zu siegen oder unterzugehen. In drei bis vier Tagen kann Urbino mit der Bundesarmee uns schon erreicht haben; wir haben dann einen Feind im Rücken, der an Zahl den Unsrigen fast gleich ist, vor uns die mächtige Stadt, deren Vertheidiger das Nahen der Hülfe mit neuem Muthe erfüllen wird; um uns die öde Campagna, die unseren erschöpften Truppen keinerlei Unterhalt zu bieten vermag. Wählt denn, meine Getreuen, Tod oder Leben, denn mit dem ersten Sturme muß die Stadt in unsere Hände fallen."

Graf Lodron, Hauptmann der Landsknechte und Schwager Georg Frundsbergs, trat jetzt vor. „Fürchtet nichts von dem mangelnden Muthe Eurer Truppen, edler Feldherr," sprach er, „für meine Deutschen stehe ich ein; sie wissen, daß dort drunten in Rom der Antichrist sein strafbares Regiment führt; sie werden ihre Rache an ihm sich nicht entgehen lassen."

„Bevor ich mich zu Euch begab," fuhr der Herzog fort, „entsandte ich noch einen Herold an Clemens, ihm den letzten Vorschlag eines Vergleiches zu überbringen. Kann ich der Stadt das Schicksal ersparen, das ihrer harrt, kann ich der Unsern Leben schonen und den versprochenen Lohn auf friedlichem Wege ihnen verschaffen, so soll es geschehen. Ich habe von dem Gouverneur für unsere Truppen Proviant und freien Durchzug verlangt, um mich

mit ihnen nach Neapel zu wenden und willigt Clemens in die von mir gestellten Bedingungen, so sind wir im Stande, die Truppen zu befriedigen und die Stadt ist frei."

„Die Summen, mein Feldherr, wie groß sie immer sein mögen," wandte Juan d'Urbino ein, „werden den Erwartungen nicht entsprechen, welche die Soldaten im Fall der gehofften Plünderung sich machen. Ich fürchte eher, daß sie sich abermals wider uns empören werden, verweigert man ihnen jetzt den Angriff auf die Stadt, die ihren Begierden als ersehntes Ziel vorschwebte."

Die spanischen und deutschen Führer stimmten lebhaft dieser Ansicht bei; die Italiener waren eher geneigt, des Herzogs Bestreben eines Vergleiches den erwarteten Erfolg zu wünschen; das drohende Schicksal einer Stadt, welche ihres Vaterlandes glänzende Herrscherin, ja, die der ganzen Welt war, begann zum ersten Male mit seltsamer Schwere ihre Gemüther zu bedrücken.

„Ich mache mich gleich Euch auf die anfängliche Mißstimmung unserer Truppen gefasst," sprach Charles Bourbon, „doch würden sie sich endlich überzeugen, daß ihr Blut und Leben an diesen Mauern umsonst verschwendet sein würde, während es ihnen an anderer Stelle dankenswerth erscheinen könnte, es erhalten zu sehen. — Welch ein Lärm entsteht da draußen?" fügte er auffahrend hinzu. „Ferrante, gehe hinaus, zu sehen, was es bedeutet."

Der junge Gonzaga enteilte; er kehrte schon nach einigen Minuten mit ziemlich betroffenen Mienen zurück.

„Mein Prinz, der Herold, den Ihr sandtet, ist nicht bis in die Stadt gelangt," berichtete er. „Man hat ihn vor den Thoren bereits mit Hohn abgewiesen."

Der Herzogs mächtige Gestalt schien noch um einige Zoll emporzuwachsen; über sein düster-ernstes Angesicht, welches kein Lächeln mehr kannte, ging ein wildes Leuchten, das blaue Auge sprühte Flammen.

„Nun denn, es ist entschieden," rief er mit starker Stimme, „auf, für morgen zum Sturm auf die Mauern Roms. Ich that, was ich vermochte, meine Capitaine, um Jenen dort ihr Schicksal zu ersparen, doch sie wollen ihr Verderben, — so ist es jetzt an uns, die für morgen nöthigen Schritte vorzubereiten."

Die entsprechenden Befehle wurden den Führern ertheilt. „Ich habe in Erfahrung gebracht," fuhr der Herzog fort, „daß die Mauern der Stadt nicht an allen Stellen von gleicher Stärke sind, so wird denn der schwächsten unter ihnen, der Pertusa, der erste Ansturm gelten, den ich Euch, Oranien, übertragen will. Im Falle meines Todes übergebe ich vor meinen hier versammelten Hauptleuten Euch den Oberbefehl über die Armee: so seid denn morgen auch der Erste auf dem Platze des Kampfes

und der Gefahr. — Euren muthigen Deutschen, Conrad von Bemelberg, sei es überlassen, die Porta Torrione am Campo Santo zu stürmen. — Ihr, Sciarra Colonna, werdet mit den Italienern den Brückenkopf des Ponte Molle besetzen. Ich darf Euch nicht wiederholen, was ich vorhin Euch sagte, daß dieser Kampf für uns von höchster Entscheidung ist; ein schmachvoller Untergang harret unser, wenn wir morgen unterliegen; mehr als das Leben muß uns jetzt die Ehre gelten, die wir in diesem Kampfe einzusetzen uns entschlossen. Doch wird vor unserm Wagniß die gesammte Welt erschrecken, wenn sie vernimmt, daß wir eine Stadt von dieser Bedeutung ohne Geschütze, ohne umfassende Vorbereitungen, mit unsern Schwertern, unsern Speeren und Handrohren erobert. Meine Freunde und Gefährten, eine sichere Ahnung sagt mir, daß ich aus diesem Kampfe nicht zurückkehren werde und die Voraussicht meines Todes hat für mich nichts Erschreckendes, doch freudiger als sonst noch, will ich ihn entgegennehmen, habe ich Euch siegreich bis an Euer Ziel geleitet und war es mir vergönnt, in Eurer Mitte den besten Tod des Kriegers, den ruhmvollen auf dem Felde der Ehre zu finden."

Die Feldhauptleute drängten sich begeistert um ihren tapferen Führer. „Ihr werdet, wie Ihr unsere Noth und unsere Gefahren theiltet, auch Zeuge unseres Triumphes sein," riefen sie, „sprecht

nicht von Eurem Tode, edler Herzog, nur unter Eurer Fahne wollen wir kämpfen und siegen."

Der Herzog schüttelte schweigend das Haupt; auf einen Wink von ihm öffnete sich eine Seitenthür der Kirche, ein Kapuzinermönch erschien, um den zum Kampfe sich Vorbereitenden die vielleicht letzte Messe zu lesen.

Es war völlig Nacht geworden, nur eine Lampe vor dem Muttergottesbilde erleuchtete dämmerig den geweihten Raum, durch den jetzt langsam und feierlich die Worte des Paters tönten. Als die Ceremonie vorüber, zerstreuten sich die Versammelten, jeder der Hauptleute eilte an seinen Posten; die Truppen sollten sich frühzeitig zur Ruhe begeben, um mit dem ersten Morgengrauen zum Kampfe bereit zu sein. Der Herzog blieb allein mit dem Mönche, der als Feldgeistlicher schon von Mailand aus die Truppen begleitet und bei ihm selbst das Amt eines Beichtvaters versah.

„Um keine nothwendigen Maßregeln zu versäumen, mein Pater," sprach er zu ihm, in seine Hand ein umfangreiches Schriftstück legend, „übergebe ich Euch, für den Fall meines Todes, die für den Kaiser bestimmten Briefe und mein Testament. Euch oder meinem Arzte es anzuvertrauen war von Anbeginn meine Absicht, doch L'Hôpital blieb krank bei den Rhodiserrittern in Viterbo zurück, so übernehmt denn Ihr den Auftrag, meinen letzten Willen dem Kaiser zu übermitteln. Ich hinterlasse nichts

an irdischen Gütern, worüber ich zu verfügen hätte, ich hinterlasse Niemand, dem mein Tod eine Lücke in das eigene Leben risse, doch meine wenigen Diener, die mir treu bis hierher folgten, habe ich der Sorge meines jetzigen Herrn empfohlen, und dieses Blatt enthält die Bitten, welche ich für sie ausspreche. — Gute Nacht, mein Pater, sucht die Ruhe wie die Uebrigen, ich wache für Euch Alle, in meine Augen darf vor morgen Abend kein Schlaf mehr kommen."

Er winkte grüßend mit der Hand und schritt durch den Kreuzgang des Klosters in die dämmernde Frühlingsnacht hinaus.

An die Rückseite des Gebäudes, welches Kirche und Kloster bildeten, schloß sich ein verwilderter Garten, der, an den Abhängen eines Hügels liegend, einen weiten Ueberblick der Stadt gewährte.

Dorthin lenkte jetzt der Feldherr seine Schritte, um einsam hier die wenigen Stunden bis zum Grauen des Morgens zuzubringen.

Es war eine sternenklare, kühle Mainacht, schon stand des Mondes hell glänzende Scheibe hoch an dem tief blauen Firmamente und goß über die sich vor den Blicken des Wanderers ausbreitenden Kuppeln und Thürme der Stadt ein phantastisches Licht. Das scharfe Auge des Feldherrn glaubte deutlich die Gebäude und Straßen unterscheiden zu können, die ihm von einem früheren

Aufenthalte in Rom noch wohlbekannt waren. Fast taghell leuchtete ein Theil der malerischen Häusergruppen aus dem Dunkel der Uebrigen hervor; dort fielen die breiten Strahlen des Mondes in die Säulenhallen offener Loggien; die zierlich geschwungenen Bogen, die schlanken Träger derselben erschienen wie silberglänzende Gebilde einer Feenhand; dort schwebte jetzt der blasse Strahl auf der Spitze eines aegyptischen Obelisken, einer römischen Ehrensäule, jetzt auf der schimmernden Zinne eines der die Stadt beherrschenden Paläste. Jene mächtige Kuppel drüben, die in majestätischer Größe sich aus dem Gewirre der sie umdrängenden Gebäude erhob, war das Pantheon, das seit dem Jahre 1520 die Gebeine des größten aller Maler umschloß; am Hofe Leo X. hatte einst Charles Bourbon in die unvergesslichen Züge Rafaels geschaut, er hatte bewundernd vor der Größe dieses Künstlergenius sein stolzes Haupt gebeugt.

Der düstere Bau, der jetzt so tief im Schatten lag, war jenes gewaltige Amphitheater, welches Vespasian den Spielen des römischen Volkes erbauen ließ; blühende Gärten umschlossen von allen Seiten die schauerliche Stätte blutiger Kämpfe, in welchen die Glieder der nämlichen Gemeinde ihr Leben verhaucht, die in wenigen Jahrhunderten zur Weltherrschaft gelangt, ihre Macht in ebenso schonungsloser Weise mißbrauchen sollte, wie sie es an

sich selbst in Tagen ihrer eigenen Unterdrückung erfahren.

Die Wipfel der Cypresse, unter welcher der Feldherr saß, bewegten sich leise, Glühwürmchen huschten über das Gesträuch des Lorbeer ihm zur Seite hin, eine glänzende Schlange ringelte sich an dem abgebrochenen Säulenstumpf, der im thaufeuchten Grase lag; ein Frösteln ging durch seine Seele; jene Bilder der Verwüstung und des Grauens, die diese herrliche Stadt in früheren Jahrhunderten gesehen, würden sie sich wieder erneuern und würde seine Hand es sein, die über diese Welt der halb versunkenen, der neu erstandenen Pracht die flammende Geißel zu schwingen bestimmt war?

Vielleicht schon morgen rötheten sich die Fluthen des Tiber, der seine dunklen Gewässer so träge durch die häuserbegrenzten Ufer rollte, mit dem Blute, das in Strömen fließen musste, bevor die Weltstadt sich dem Sieger beugte, doch war es wirklich ihm gegönnt als Sieger noch in diese Stadt zu ziehen? Die düstere Ahnung, die seit dieses Feldzugs Beginn beständig an seiner Seite geschritten, hatte mächtiger als je von seiner Seele Besitz genommen; war es nicht vielleicht sein eigener Wunsch, der sie ungeduldig sehnend herbeizog, des Lebens Qual und Pein in raschem Tode zu enden?

Er legte seine Hand über die Augen, vor die jetzt wirre Bilder traten, die stummen Geister einer fernen wie begrabenen Zeit.

Er sah sich selbst, ein feurig strebender Jüngling, unter den Augen seines königlichen Oheims die ersten Waffenthaten verrichten, er sah sich an der Seite des Jenem auf dem Throne folgenden jungen Herrschers den ersten glänzenden Sieg erkämpfen. Hell stieg sein Glücksstern empor — o, wer vermochte zu ahnen, daß er so schnell in ein trügerisches Irrlicht sich wandeln sollte?

Dann waren Jahre heißer Leidenschaft gefolgt; drei Frauengestalten tauchten aus dem Dunkel der Ferne auf, die den entscheidendsten Einfluß auf sein kommendes Schicksal geübt. Dort jene blasse leidende Frau, sie war seine Gemahlin, doch nicht das Weib seines Herzens geworden, das sich dem Zauber holder Jugendlichkeit ergab, den Aimée's Wesen um sich breitete. Arme Aimée! Die blauen lachenden Augen hatten thränenmüde sich geschlossen, der rosige Mund war längst verstummt. Des Königs Fuß hatte achtlos die zarte Lilie zertreten, die sich ihm zu eigen gegeben. Er sah den Blick seines Gebieters auf sich gerichtet, so wie er ihn bei ihrer letzten Unterredung geschaut, zürnend und doch in spöttischer Verachtung seine Vorwürfe entgegennehmend; aber dieser Blick, er verwandelte sich vor seinem innern Auge — jetzt waren es der Mutter heißverlangende Blicke, die ihn aus dem Antlitz ihres Sohnes trafen; in voller Gluth der dämonischen Leidenschaft, die diese Frau für ihn

entflammt, schien ihm das Angesicht Louisens von Savoyen entgegenzuschauen.

„Hinweg, hinweg," murmelte er abwehrend, „unseliges Weib, weshalb verfolgtest Du mich zu Deines Landes und zu meinem eigenen Verderben?"

All jene Kämpfe, alle Qualen, alle Kränkungen wurden wieder wach in ihm, die ihm die Liebe und später der Haß dieser Frau bereitet und dennoch, dennoch durfte sie über ihn triumphiren, obwohl er sie verschmähte. Sie hatte sein Verderben geschworen und was der Haß gekränkter Liebe ihm gedroht, er hatte es freiwillig erwählt und selbst den Lorbeer unbarmherzig zerdrückt, der einst die Heldenstirn ihm schmückte. Die Hände des Einsamen preßten sich zusammen, o, auch die Jahre schmerzlichster Reue über den gethanen Schritt, sie konnten es nicht wieder sühnen, was er an seinem Vaterlande, an sich selbst verbrochen; die Strafe, die ihm das Schicksal auferlegte, sie konnte ihn nicht tiefer treffen, als der nimmermüde Vorwurf, der an seinem Herzen zehrte. Wäre es nicht besser gewesen Verfolgung, Ungerechtigkeit, die Eifersucht seines Gebieters, den Neid der Höflinge in dem eigenen Vaterlande zu ertragen, als sich zu einem geringe geschätzten Werkzeuge für fremden Ruhm erniedrigt zu sehen? Der Herrscher, dem er augenblicklich diente, vernachlässigte ihn, das Land, das er durch den Schrecken seiner Waffen unterwarf, verabscheute, die einstige Heimat, die er verlassen, verleugnete ihn.

Und jener Zug gegen Rom, den er aus Verzweiflung unternommen, weil keine andere Wahl ihm blieb, er würde seinen Namen mit dem Grausen umkleiden, das für die Menschheit sich an die Namen eines Brennus, eines Alarich und Attila knüpfte. War das das Ende einer Laufbahn, die glorreich begonnen, wie die seine?

Von dem dunklen Himmel löste sich ein heller Stern und schoß durch die fluthenden Tiefen, um eine glänzende Bahn hinter sich ziehend, nordwestwärts zwischen den Bergen zu verschwinden. Ein schmerzliches Lächeln glitt über des Feldherrn wie versteinerte Züge.

„Myrrha," sagte er halblaut in wehmuthsvoller Innigkeit.

War sie nicht auch ein Stern auf seinem dunklen Wege gewesen, sein letzter, holdester Gnadenstern? Doch auch über diesem Glücke hatte eine feindliche Wolke gelegen; zu spät erst hatte er die Schätze dieses Herzens zu heben verstanden, dessen tiefe Liebesfülle seine trotzige Verblendung so lange Jahre von sich gewiesen. Die Seligkeit, die er in der Geliebten dann endlich gefunden, sie war nur noch ein Raub an dem Geschicke zu nennen gewesen, das strafend ihm das lange verkannte Gut wieder aus den Armen gerissen jetzt gerade, da es ihm unmöglich schien, es jemals von sich zu lassen.

Auf dem einsamen Hügel am Ufer des Trasimener Sees hatte wohl längst der Wind die

Blumen verweht, die an dem Morgen vor dem Ausmarsche das schnell bereitete Grab des Mädchens fast ganz verborgen; jetzt waren sie welk und farblos, gestorben wie die süße Liebe selbst, die noch einmal mit ihren Zauberblüthen sein Leben voll und ganz umschlungen; nichts war zurückgeblieben, als qualvolle Leere und tödtliches Sehnen.

Durch die lautlose Stille ertönten fern von der Stadt herauf zwölf gewichtige Schläge — Mitternacht! Der düstere Mann dort unter den Cypressen fuhr aus seinem Sinnen empor; vorüber, vorüber, ihr schmerzlichen Bilder, die Stunde des Handelns für ihn war gekommen, noch einmal, vielleicht zum letzten Male, rief ihn seine Feldherrnpflicht.

Er kehrte in das Kloster zurück; mit fester Stimme ertheilte er den schnell herbeigerufenen Hauptleuten noch einige Weisungen; wenige Minuten später gab das Wirbeln der Trommeln den zur Ruhe gelagerten Truppen das Zeichen zum Sammeln. Der Herzog ließ sich die Rüstung anlegen, über welche er den weißen Mantel schlug; er wusste, wie nothwendig es sei, bei dem nun folgenden mörderischen Angriffe durch sein Beispiel, seine Gegenwart anfeuernd auf die Truppen zu wirken, er wollte den Seinen möglichst überall kenntlich sein.

Von seinem Gefolge und den ersten Führern umgeben, schritt er noch einmal durch die Reihen des Lagers, um an die versammelten Truppen

Worte der Aufmunterung, der Ermahnung zur äußersten Tapferkeit zu richten; die nicht enden wollenden Jubelrufe seiner Krieger antworteten ihm, nie war ein Heer des Sieges gewisser, als diese todesverachtenden, durch lange Entbehrung abgehärteten Schaaren, die unter der Führung ihres Helden keine Niederlage vorauszusetzen vermochten.

Die Sterne waren erblasst, der Mond hatte sich hinter tiefe Wolkenschleier verborgen, aus dem Flusse vor ihnen erhoben sich dichte Morgennebel, die langsam höher und höher stiegen, die Mauern der Stadt den Blicken der Soldaten verdeckend. Als die Trommeln zum zweiten Male wirbelten, erhoben sich die mächtigen Banner über die Häupter der Truppen, allen Andern voran flatterte die Fahne des Herzogs von Bourbon, welche auf gelbem Seidengrunde einen fliehenden Hirsch umgeben von flammenden Schwertern zeigte; darunter die Worte: „Espérance, espérance.“

Der Feldherr hatte sein Pferd bestiegen; seine Rechte, die das entblößte Schwert hielt, deutete auf die nebelumhüllte Stadt.

„Vorwärts, meine Soldaten,“ rief er mit hallender Stimme, „zum Siege oder zum Tode.“

Die Vertheidiger Roms hatten einen Angriff nicht in solcher Schnelle erwartet; jetzt, als sie im Sturmschritt jene gefürchteten Schaaren ihren Mauern nahen sahen, vor deren Wuth jeder Einzige von ihnen ein unwillkürliches Grauen em-

pfand, eilte Alles auf seinen Posten; die Geschü von den Wällen und von der Engelsburg donnert auf die Nahenden herab. Doch der Nebel, der sic zuweilen theilte, ihnen den Anblick ihrer Feinde zu enthüllen, warf sich im nächsten Momente ebenso schnell wieder zwischen sie und die Stürmenden, ihre Geschosse wurden in das Ungewisse hinausgeschleudert und vermochten nicht ihnen den erwarteten Schaden zuzufügen.

Die in Eile gefertigten Sturmleitern in den Händen suchten jetzt die Spanier und die Deutschen die Wälle zu erklimmen; ihre Handrohre, ihre Speere sollten ihnen die Wege durch die Geschütze der Vertheidiger bahnen. Doch der Muth der Römer war jetzt in voller Stärke erwacht; wüthend stürzten sich die Reihen der Belagerten auf die Andringenden, deren erste Fähnlein von den Mauern zurückgetrieben wurden; mit unermüdetem Eifer warfen neue Schaaren sich gegen dieselben, über die Herabstürzenden hinweg setzten die Stürmenden, um auf den tapfer vertheidigten Wällen festen Fuß fassen zu können.

Der Kampf hatte sich gegen Santo Spirito hingezogen, an der ursprünglich zum Angriffe bestimmten Stelle waren Deutsche, wie Spanier zurückgeworfen worden, aber noch war der Muth der Belagerer nicht gemindert, durch den Donner der Geschütze, durch den Lärm des Kampfes, die Befehlsworte der Hauptleute vernahmen sie noch immer

anfeuernde Stimme ihres Feldherrn, dessen ze Gestalt dort überall auftauchte, wo er ihr gern oder ihr Wanken bemerkte, oft glaubten sie n dem noch immer dichten Nebel auf mehreren Stellen gleichzeitig ihn zu sehen und seine Erscheinung, wo immer sie sich zeigte, war genügend, sie mit erneuter Zuversicht zu erfüllen.

An der Mauer des Campo Santo ward von Neuem jetzt der Angriff versucht, abermals, wie es schien, vergeblich, die Reihen zauderten, als sie die Ihren weichen sahen, noch einmal vorzugehen. Charles Bourbon, der soeben auf seinem schwarzen Streitrosse herangebraust kam, gewahrte diese Zögerung, schnell entschlossen warf er sich vom Pferde und riß einem der Säumenden die Leiter aus der Hand.

„Folgt mir, meine Tapferen,“ ertönte seine Stimme, „wo Euer Führer steht, müßt auch Ihr Fuß fassen können.“

Sein Beispiel wirkte zündend auf die Reihen der zurückweichenden Seinen, in der Schnelle des Gedankens wurden zahllose Leitern von Neuem an die Mauern gelegt, die Angreifer versuchten mit verdoppeltem Eifer die Wälle zu erklimmen.

Charles Bourbon hatte die letzte Sprosse der Leiter erstiegen, sein Fuß betrat als Erster unter den Stürmenden die Mauer der ewigen Stadt.

„Vorwärts, meine Soldaten, vorwärts,“ das breite Schwert in seiner Rechten blitzte durch die

Luft — da fiel ein Schuß in seiner nächsten Nähe aus einer Arquebuse abgefeuert, die Hand, die das Schwert soeben triumphirend erhob, sank schlaff zur Seite nieder — „das ist der Tod," murmelte er in plötzlichem Schmerze die Lippen krampfhaft zusammenpressend; die planlos oder mit Vorbedacht abgefeuerte Kugel — sie hatte ihr Ziel erreicht.*)

Aber mit der hohen Willensstärke, die dem Herzog stets zu eigen gewesen, wusste er auch jetzt die ihn übermannende Schwäche zu beherrschen — noch galt es ja den Seinen nicht den neuentflammten Muth zu rauben, ihnen nicht einzugestehen, daß ihr Führer tödtlich verwundet sei. Mit Aufbietung all seiner Kraft gelang es ihm die eben erklommene Leiter wieder hinabzusteigen, doch nur wenige Sprossen derselben, — dann wankte die hohe Gestalt des Feldherrn, — er wäre hinabgestürzt, wenn nicht Einer der Edelleute seines Gefolges, der sich soeben anschickte die Leiter zu besteigen, ihn in

*) Es ist niemals mit Gewissheit festzustellen gewesen, wer den tödtlichen Schuß auf den Herzog von Bourbon abgefeuert, da für die Vertheidiger Roms bei dem rings herrschenden Nebel ein eigentliches Zielen unmöglich war. Der prahlerischen, von Selbstlob überfließenden Autobiographie Benvenuto Cellini's, in welcher er sich diesen Schuß zuschreibt, darf man ebensowenig glauben, als Brantôme's ungewissen Angaben. Du Bellay und Beaucaire nennen Lannoy als den Anstifter dieses Schusses. Doch wer es auch gewesen sei, die Römer hatten ihm dafür nicht zu danken, da der Tod des Herzogs ihr und des Papstes Unglück zehnfach vergrößerte.

seinen Armen aufgefangen und ihn zur Erde niedergleiten gelassen.

„Oranien, ruft Oranien," befahl der Herzog mit erlöschender Stimme; der Ritter eilte davon, den Verlangten aufzusuchen, der wenige Minuten darauf neben seinem Feldherrn erschien.

„Um Gott, mein Prinz, seid Ihr verwundet?" rief er entsetzt.

Charles Bourbon winkte abwehrend mit der Hand. „Ich sterbe, Oranien," sagte er ruhig, „an Euch ist jetzt die Pflicht, die Unsern weiter zu führen. Laßt sie nicht ahnen, daß ich nicht mehr bin, bis sie die Stadt in ihre Gewalt bekommen. Mein Tod vermöchte sie kleinmüthig und verzagt zu machen."

„Mein Prinz, mein Held, mein Freund," rief Philibert in ausbrechendem Schmerze, „ich kann Euch nicht allein hier sterben lassen. Befehlt, wohin man Euch bringen soll und mir gestattet, Euch Hülfe zu holen."

„Mein Schicksal möge Euch nicht bekümmern, Philibert; — in wenigen Minuten wird es geendet sein, — der Hülfe bedarf ich nicht mehr. — Eilt, eilt zum Kampfe, wird mein Fall bekannt, so sind die Unsern verloren und Ihr mit ihnen, wollt Ihr solches auf Eure Seele laden? Fort, Oranien, fort, seid jetzt ein Mann, ein Held, zu welchem Ihr geboren seid, und mich lasset in Frieden sterben."

Der Prinz gehorchte; er breitete seinen Mantel über den Herzog und gab einigen vorüberkommenden Soldaten den Befehl ihren verwundeten Führer in eine nahegelegene Capelle zu tragen, um ihn dem Lärm des Kampfes zu entziehen, noch ein krampfhafter Händedruck und er eilte davon, die Seinen weiter zum Sturme gegen die Mauern Roms zu führen.

Doch den mit Ungestüm jetzt vordringenden Soldaten den Fall des Führers zu verbergen, war unmöglich; sie sahen die weiße Gestalt nicht mehr, der sie mit blindem Vertrauen bis zu diesem Augenblicke gefolgt; den herbeieilenden Oranien empfing von allen Seiten der Ruf der Stürmenden nach ihrem Feldherrn. Der Prinz war sich klar, daß es unmöglich sei, dem erhaltenen Befehle Charles Bourbons nachzukommen; von der plötzlichen Furcht ergriffen, daß die Schreckensnachricht seiner Verwundung jetzt die kaum errungenen Vortheile sie verlieren lassen werde, durchzuckte seinen Geist ein verzweifelter Entschluß.

„Der Herzog, Euer Führer, ist gefallen,“ rief er mit weithin tönender Stimme, „auf denn, rächt ihn, den theuren Helden, der Euch bis hierher vorangegangen.“

Es ging wie ein Schrei des Entsetzens und der Wuth durch die Reihen, einen Moment schien das Unerwartete der Nachricht den Muth der Stürmenden zu lähmen, aber nur einen Augenblick,

dann, von dem wilden Verlangen nach blutigster Rache ergriffen, stürzten sich die Schaaren von Neuem in den Kampf.

„Bourbon, Bourbon," pflanzte sich ihr Schlachtruf von Reihe zu Reihe fort; ihrem wüthenden Ungestüm vermochte jetzt auch die Tapferkeit der Vertheidiger nicht mehr zu widerstehen — das Schicksal der Stadt war in weniger als einer halben Stunde entschieden.

Die Bemannung der Geschütze auf den Wällen war theils entflohen, theils von den Speeren der Andringenden durchbohrt, gesunken, die siegreichen, deutschen Landsknechte richteten sofort die ehernen Feuerschlünde gegen die Stadt selbst, Tod und Verheerung in die von Fliehenden erfüllten Straßen schleudernd; an zehn, an zwanzig Stellen zugleich drangen jetzt die kaiserlichen Soldaten in die Stadt, die wenigen Vertheidiger, die sich ihnen noch entgegensetzten, wurden zurückgeworfen.

Niemand gab, Niemand verlangte Pardon, die spanischen Truppen feuerten sich mit dem Rufe: „Bourbon, Bourbon, sangre, sangre," zu immer neuer Rachgier an; schonungslos stießen diese wüthenden Schaaren waffentragende Männer wie Wehrlose nieder, die ihren Weg kreuzten.

In der Stadt hatte Niemand eine derartig schnelle Wendung des Kampfes für möglich gehalten; selbst die unmittelbare Nähe ihres furchtbaren Schicksals hatte die Einwohner nicht aus der

Verblendung aufzurütteln vermocht, in der sie tage- und wochenlang dem Kommenden entgegengesehen. Jetzt, als die erschreckten Römer die wie durch Zaubergewalt der Hölle plötzlich in ihrer Mitte erscheinenden Feinde die Straßen der Stadt bereits mit Wuth- und Siegesgeschrei erfüllen hörten, wandte sich Alles zu wilder regelloser Flucht. Man hat es den Führern der Vertheidigungsmilizen zum herben Vorwurf gemacht, so schnell ihre Plätze verlassen und durch ihr Beispiel die Truppen mit sich fortgerissen zu haben, welche die Zugänge der Stadt bewachen sollten, allein in der Verwirrung jener entsetzlichen Minuten, in der Unkenntniß, wo die Feinde eigentlich eingedrungen, welche unaufhaltsam jetzt zum Borgo eilten, war selbst die Kopflosigkeit der Capitaine erklärlich, unter denen sich wohl viel guter Wille, jedoch kein einziger Feldherr von Umsicht und Entschlossenheit befand. Der frühere Vertheidiger von Marseille, Lorenzo Orsini, begrub in dem Falle Roms auch seinen damals erworbenen Ruhm; er war einer der Ersten, welche ihren Posten aufgaben. Der Gouverneur Roms entfloh über den Tiber in die Stadt zurück, um sich kurze Zeit darauf, als er Alles verloren glaubte, mit wenigen der Seinen in die Engelsburg zu werfen.

Zu der grenzenlosen Verwirrung und Ueberraschung der Stadt hatte außerdem die Kunde von dem Falle des Herzogs von Bourbon beigetragen, wie eine Freuden- und Friedensbotschaft war die

Nachricht von dem Tode des gefürchteten Feldherrn durch Rom gedrungen, doch der Jubel musste schnell dem tiefsten Entsetzen weichen, als man die Truppen durch den Verlust ihres Führers zu um so wilderer Blutgier entfacht sah.

Selbst der Papst begann sich bei der Botschaft dieses Ereignisses neuer Hoffnung hinzugeben. Er lag betend vor dem Altare in St. Peter auf den Knieen, als die Schreckenskunde der erfolgten Einnahme des Borgo ihn ereilte, schon waren die lutherischen Landsknechte, welche in dem Nachfolger Petri den Antichrist und Widersacher ihres Doktors Martinus hassten, auf dem Wege nach dem Vatican, wo sie erbarmungslos den Kirchenfürsten ermordet haben würden, wenn er in ihre Hände gefallen. Die Cardinäle zogen den vor Grausen fast Besinnungslosen mit sich fort in die Engelsburg, die noch die meiste Sicherheit vor den Anstürmenden bot, — man sagte sich, daß noch nicht Alles verloren sein könne; gelang es die Brücke, die Trastevere mit Rom verband, nur einige Stunden noch zu halten, so konnte Graf Rangone von der Armee der Liga zum Entsatze für die unglückliche Stadt heranziehen.

— — — — — — — — — — —

In der Capelle, wohin ihn die Seinen getragen, lag unterdessen der sterbende Führer des Heeres, der Herzog von Bourbon. Auf die Nachricht seiner tödtlichen Verwundung war Pater For-

tin zu ihm geeilt, dem halb Bewusstlosen die Tröstungen seiner Religion zu spenden — der Herzog schien ihn nicht zu hören.

„Nach Rom, nach Rom,“ flüsterten seine bleichen Lippen, das Endziel nennend, welches er so oft in den trostlosen Tagen der beschwerlichen Wanderung durch die winterlichen Felder, die unwegsamen Gebirge Italiens seinen Soldaten als Verheißung entgegengehalten.

Jetzt hörte er aus der Ferne ihr durchdringendes Kampfgeschrei und seinen Namen von Tausenden von Lippen, — und jetzt — jetzt — durch den Donner der Geschütze, das Knattern der Arquebusen, — war das nicht Siegesruf? War das nicht brausendem Triumphe gleich über die Einnahme der Stadt?

Der Sterbende richtete sich halb empor. „Ist es Traum, ist es Wahrheit,“ murmelte er, „ich höre den Victoriaruf der Unsern, — sieh nach, Fuissieux, ob ich mich täusche, — ob es mir noch vergönnt ist, als Sieger zu sterben.“

Der Stallmeister, welcher außer dem Kapuzinermönch als Einziger bei ihm zurückgeblieben war, eilte hinaus. Er kehrte nach einer Viertelstunde in Begleitung des Prinzen von Oranien zurück, den er auf dem Wege zum Herzoge getroffen.

„Ich komme noch einmal zu Euch, mein theurer Feldherr,“ rief Philibert ihm triumphirend entgegen.

„Keinem Andern hätte ich die Siegesbotschaft überlassen mögen, die ich Euch jetzt bringe: der Borgo ist unser — der Papst in die Engelsburg geflohen — Gonzaga ist soeben im Begriffe den Ponte Sisto zu stürmen — noch heute ziehen wir als Sieger in die eroberte Stadt."

Ueber das Angesicht Charles Bourbons ging ein flüchtiges Lächeln. „Glück Euch, Oranien, zu Eurem Siege," sagte er mit Anstrengung.

„Den Sieg, wir danken ihn Euch und Eurer Führung," erwiderte der Prinz, „doch ach, Ihr vermögt ihn nicht mehr mit uns zu theilen."

„Nein, lasst mich ruhen, Philibert, das Leben hat mich müde gemacht. Gern ließe ich in Frankreichs Erde meinen Leib begraben, doch weigerte man mir dort wohl selbst ein Grab. Sorgt denn, Oranien, daß man mich nach Mailand bringe — wie schwer ich seine Einwohner auch schädigen musste — sie gönnen mir vielleicht eine letzte Stätte."

„Es soll geschehen, wie Ihr es wünscht, mein Prinz; habt Ihr noch irgend einen Befehl, den ich erfüllen könnte? Ich gelobe es Euch, getreulich ihn auszuführen."

„Keinen Wunsch mehr, Philibert, als den einen: schont, so viel an Euch ist, die eroberte Stadt. Schließt einen für die Truppen günstigen Frieden mit dem Papste, doch spart den Besiegten einen Theil wenigstens ihres furchtbaren Geschickes. Glaubt mir, im Angesichte des Todes gewinnen

alle Ziele, denen wir im Leben entgegenstrebten, eine andere Gestalt, — und Grauen erfaßt mich vor dem Schrecklichen, das wir selbst heraufbeschwören halfen. — Ihr hört mich nicht, Oranien? — Wo seid Ihr? — Es wird dunkel um mich her, — ist es die Nacht schon, die hereingebrochen?"

„Ich bin bei Euch und höre Euch, mein theurer Prinz; so viel in meinen Kräften steht, soll geschehen die Gräuel der Plünderung abzuwenden."

Die Augen des Herzogs öffneten sich weit, er schien, wie traumumfangen, in entlegene Fernen zu schauen.

„Erscheinst Du mir noch einmal, Stern meines öden Lebens?" sprach er abgebrochen, mit schwächer werdender Stimme, „Myrrha — Geliebte — dort, wo Deine Hand hindeutet — ist Frankreich, mein Vaterland. Dort unser Schloß Moulins — und blauer Himmel wölbt sich darüber hin — die Sonne der Heimat leuchtet auf mich nieder, — o Gott der Gnade, Dir sei Dank — ich sterbe in meinem Lande."

Sein Körper sank schwer zurück, die Arme breiteten sich aus, als wollten sie die verlorene Heimat umfassen, in die mitleidig ihn die Todesphantasie zurückgeführt — ein Zucken noch — zwei, drei tiefe Athemzüge und das Leben Charles Bourbons war geendet, ein Leben, welches der Sturm der Leidenschaften aus der Ruhmesbahn, die es verdiente, hinausgeschleudert, um es in fernem Lande

endlich dem Eigennutze eines fremden Machthabers zu opfern.

Mit edlen und großen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, mit den hervorragendsten Talenten ausgestattet, hatte dem Charakter Charles Bourbons nur Eins gefehlt, um hoch über seine Feinde und Verfolger ihn zu erheben: die Gabe erlittene Kränkungen und Ungerechtigkeiten mit jener Seelengröße zu ertragen, die das wohl begreifliche Verlangen einer Rache ausschließt. Mit einem Uebermaße des Stolzes pflegt stets eine hohe Reizbarkeit verbunden zu sein, welche eine Verwundung des gesteigerten Selbstgefühles nicht zu ertragen vermag und diese Empfindung, oft dem großmüthigsten Herzen eigen, ist stark genug, auch die edelsten und reinsten Triebe sklavisch zu unterjochen.

Des Herzogs Empörung wider einen Herrscher, der bei jeder Veranlassung ihn zu kränken, zu verletzen suchte, der, nachdem er ihn in widerrechtlicher Weise all seines Hab und Gutes beraubt, dennoch an ihn den Anspruch stellte, ihm zur Erwerbung neuer Provinzen abermals seine Dienste zu leihen, ist weniger unbegreiflich, wenn man die lange Kette der Verfolgungen berücksichtigt, die er von seinem Könige erduldet und wenn man einer Charakteranlage Rechnung trägt, welche die erlittenen Kränkungen nur äußerst schwer zu überwinden vermochte, bis endlich das Maß erfüllt war und der beleidigte Stolz in seiner Seele den Sieg gewann. Durch

sein Vergehen löschte er jedoch den früher errungenen Heldenruhm, um fortan auf sich den dunklen Flecken zu laden, der sich an den Namen eines Mannes heftet, welcher gegen sein eigenes Vaterland die Waffen ergriffen. Vielleicht, wenn das Geschick seine Pläne mehr begünstigt, man hätte über seinen Erfolgen die Wege vergessen, auf welchen er zu denselben gelangt, ein stärkeres Brandmal auf der Stirn eines Gesalbten hat oft der Reif der Krone überdeckt und jene Welt, die dem neuen Gotte huldigte, sie fragte nicht danach, ob der Thron, an dessen Stufen sie kniete, sich auf Tausenden von Leichen, oder auf Verbrechen aufgebaut. Allein die dunklen Gewalten, welche dieses Mannes Seele so tief umnachteten, daß er von dem rechten Pfade rettungslos abirrte, gestatteten ihm nicht in Glanz und neuer Größe zu vergessen, daß er der Pflicht, der er sein Leben gelobt, freiwillig sich entfremdet, sie ließen dem rächenden Geschicke Zeit, die einst geträumten Siege einer gerechten Rache in lange Jahre qualvoller Reue zu wandeln.

Bitterer als die Verfolgungen, die er in dem eigenen Vaterlande erduldet, mussten ihm die Kränkungen erscheinen, welche ihm diejenigen bereiteten, denen er jetzt seine Dienste gewidmet. Der Kaiser, der ihn durch glänzende Versprechungen, durch falsche Freundschaftsversicherungen an sich gelockt, hielt sich nicht für verpflichtet, auch nur eins derselben zu halten, er benutzte seine Dienste, so weit sie seine

Zwecke förderten und ließ durch seine übrigen Generäle den Fremdling sorgfältig überwachen, um sich seiner Treue zu versichern. Die Feldherren selbst, denen Charles Bourbon beigesellt war, suchten sich des lästigen Rivalen bei jeder sich ergebenden Gelegenheit zu entledigen; sie durchkreuzten alle seine Pläne, sie widersetzten sich seinen Rathschlägen, die stets den zu erreichenden Zwecken am entsprechendsten waren; sie ließen es ihn empfinden, daß sie in ihm einen Rebellen, einen Vaterlandsverräther erblickten, um hinter ihrer Verachtung den Neid zu verbergen, den das entschiedene Uebergewicht seiner Persönlichkeit ihnen verursachte. Seine Talente, sein Genie waren groß genug, ihn zu dem ersten Helden seines Jahrhunderts zu machen, sein Verhängniß ließ ihn als einen Abenteurer enden, dessen Streben planlos geworden, dessen Ziele sich in sternenlose Nacht gehüllt.

— — — — — — — — — — —

Philibert von Oranien hatte dem todten Feldherrn die Augen geschlossen; stumm stand er einige Minuten in seinen Anblick versunken, dann raffte er sich empor, dem Mönche und dem Stallmeister zu befehlen, bei des Herzogs Leiche zu wachen, bis die Soldaten kämen, sie in die Stadt zu tragen, in welche er selbst jetzt augenblicklich zurückkehrte, die begonnene Eroberung zu vollenden.

Er gelangte an den Ponte Sisto in dem Augenblicke, als Ferrante und Luigi Gonzaga so=

eben die letzten Schaaren der sich ihnen entgegenstellenden Milizen zurückzuwerfen sich bemühten, nur kurze Zeit noch währte der Kampf, dann waren auch diese letzten Häuflein, der vielleicht tapfersten Einwohner Roms zersprengt; dem entfesselten Elemente gleich, das in seinem verheerenden Laufe erbarmungslos alles Lebende vernichtet, ergossen sich jetzt die Schaaren der siegenden Truppen in die vor Schrecken gelähmte, zitternde Stadt. Rom, die Ewige, war in wenigen Stunden in fast unglaublich erscheinender Weise von einem Feinde erobert worden, der ihre durch Geschütze bewehrten Mauern mit Speeren und Handrohren zu bezwingen vermocht.

— — — — — — — — — — —

Es bleibt nur noch wenig hinzuzufügen; die Schilderungen des furchtbaren Sacco di Roma sind zur Genüge bekannt, um Gräuelscenen zu wiederholen, vor welchen die Menschlichkeit schaudert. Alles, was Beutegier, was Religionshaß, was Rachsucht und Wollust aus halb rasenden Siegern, welche längst die Herrschaft über sich verloren, zu machen im Stande, zeigte sich jetzt an den entmenschten Schaaren, welche plündernd und mordend durch die Straßen Roms zogen. Niemals, selbst nicht unter der Zerstörung der Vandalen und Gothen, hatte Rom in ähnlicher Weise gelitten, wie unter den Truppen des nämlichen Fürsten, welcher sich der „römische Kaiser" nannte. Nach dem Kriegsrecht jener Zeiten war Eigenthum und Leben der

Besiegten dem Eroberer verfallen und mit grauenerregender Gleichgültigkeit wurde demgemäß über das Eine, wie über das Andere verfügt.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welche der drei Nationen die ärgsten Frevel in den Schreckenstagen der Plünderung verübte; alle schlimmen Leidenschaften, alle brutale Rohheit, alle Hinterlist und Tücke der vereinigten Deutschen, Italiener und Spanier rangen hier um den ersten Preis, der jedoch nach dem Urtheile glaubwürdiger Zeugen den Spaniern zuertheilt werden müsste. Kannten die Italiener ebenso wenig Erbarmen für ihre unglücklichen Landsleute, so ließ dagegen der Haß der lutherischen Deutschen wider das Papstthum sie Hohn und Mißbrauch mit dem Heiligsten treiben.

Vergebens bemühte sich der Prinz von Oranien nach den ersten drei Tagen die Soldaten vom ferneren Plündern abzuhalten; Niemand gehorchte ihm, er war dem Heere noch zu fremd, um von den Truppen geliebt zu werden, wie der Herzog von Bourbon, und nicht energisch genug, um eine Autorität, wie der Letztere, über dieselben zu behaupten.

Von der Bundesarmee kam keine Hülfe für die bedrängte Stadt, die von ihren Peinigern zu befreien in den ersten Tagen noch möglich gewesen; der Herzog von Urbino, dieser Fabius Cunctator der liguistischen Feldherren, war zu Orvieto geblieben, als er die Nachricht erhalten, daß Rom gefallen sei;

man hat den Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er aus Rache gegen den Papst ihn und die Stadt ihrem schrecklichen Schicksal überließ; gewiß ist, daß er keinen einzigen Schritt unternahm, den Gefangenen aus der Engelsburg zu befreien, noch die Stadt von ihren Qualen zu erlösen.

Der Vicekönig Charles Lannoy erschien nach einiger Zeit in Rom, dem Prinzen von Oranien den Oberbefehl über die Armee streitig zu machen, allein die Soldaten, denen er stets verhasst gewesen, zwangen ihn, die Stadt ebenso schnell wieder zu verlassen, wie er gekommen und setzten ihr blutiges Geschäft des Brandschatzens und der Plünderung fort.

Das Castell, in welchem sich der Papst befand, wurde auf das Strengste bewacht; Unterhandlungen entspannen sich mit dem gefangenen Kirchenfürsten, die zu keinem Resultate führten. Endlich, als dem Papste jede Hoffnung auf Befreiung geschwunden, als Mangel und Hungersnoth die in der Engelsburg Eingeschlossenen aufzureiben drohten, entschied er sich, in die ihm vorgelegten Bedingungen zu willigen, 400,000 Dukaten für die Armee zu zahlen, alle festen Plätze im Kirchenstaate dem Kaiser zu übergeben und die Colonnas in ihre Rechte wiedereinzusetzen. Bis zur Erfüllung dieses Vertrages war er jedoch gezwungen ein Gefangener in dem Castell zu bleiben.

Das Aufbringen einer so großen Geldsumme, in der ausgeplünderten Stadt hatte seine Schwierig-

keiten; mit etwas mehr, als der Hälfte dieser Summe hätte er wenige Wochen zuvor von dem Herzoge von Bourbon sich die Rettung der Stadt zu erkaufen vermocht, jetzt mussten Monate um Monate vergehen, bis es ihm gelang, nur einen Theil derselben sich zu verschaffen und während dieser ganzen Zeit, mit Ausnahme weniger Sommermonate, die sie in Umbrien zubrachten, blieben die kaiserlichen Truppen in Rom, das fortgesetzt ihrer Willkür preisgegeben ward. Erst im Februar des Jahres 1528, als ein Theil ihrer Forderungen erfüllt und überdies durch französische Truppen das Königreich Neapel von Neuem bedroht war, ließen sie sich von den Führern bewegen, die Stadt zu verlassen und nach Neapel zu ziehen. Ausschweifungen und Krankheiten hatten unter ihnen starke Verheerungen angerichtet; nur die Hälfte ungefähr der römischen Sieger verließ den Schauplatz ihrer Triumphe und ihre Gräuelthaten.

Philibert von Oranien war der Befehlshaber geblieben, den sie sich selbst erwählt; ihren todten Feldherrn jedoch, Charles Bourbon, führten die Truppen in einem Metallsarge mit sich fort, um nach ihrem Abzuge aus der Stadt den Leichnam ihres theuren Führers nicht der Rache der römischen Einwohner ausgesetzt zu wissen. Doch auch Neapel, ihr nächstes Ziel, erschien ihnen nicht sicher genug, den todten Heldenleib zu bergen, sie brachten ihn endlich nach Gaeta, wo sie in einer Seitenkapelle der zum Castell gehörigen Kirche ihm ein pracht-

volles Grabmal errichteten. In späteren Kriegsstürmen, die auch das für uneinnehmbar gehaltene Schloß erschütterten, wurde dieses Monument zerstört; ein einfacher Stein deckt jetzt die Gebeine des geächteten Bourbonen, dem das von ihm beleidigte Vaterland ein Grab verweigerte.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.